Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 40 [i.e. 43] (1961)

Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

andesbibliothek
e r n 300

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Auflage über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Das Porträt der führenden Frau *Wahl als Schicksal* *Nicht die erste...*

Draussen und drinnen – eine Besinnung auf Masstäbe

Von Georg Thürer

Zu Beginn unseres Jahrhunderts rannte man noch an das Gartentor, wenn ein Auto daherkam. Heute fällt es einem auch ausserhalb der Städte auf vielen Strassen auf, wenn die rollende Kolonne einmal für sieben Wagenlängen unterbrochen wird. Ueber vielen Siedlungen ist der Flugzeuglärm schon längst zum gewohnten Schalldach geworden. Der Bürger erhebt sein Fernrohr erst, wenn sich am Firmament neuartige Erscheinungen zeigen. Stolz erfüllt ihn, dass es in unserm Zeitalter möglich wurde, Himmelskörper aus Menschenhand unsere Erde umkreisen zu lassen, und doch beschleicht ihn zugleich die Angst, diese Einmischung des Menschen in jene Zone, welche einem bisher als eine Art Zwischenland von Diesseits und Jenseits vorkam, bringe wenig Gutes.

Dieses zwiespältige Gefühl, das den Menschen seit dem Auftauchen des ersten künstlichen Satelliten beherrscht, hat sich im letzten Frühling, als der erste Mensch sozusagen ohne Schwere durch den Weltraum fuhr, noch verstärkt. Die Spannung erhöhte sich in den letzten Tagen nochmals, als ein Mensch gar sein Weltraumschiff auf einer Flugbahn von rund 200 Kilometern Abstand während eines guten Tages nicht weniger als siebzehnmal selber um unsern Planeten lenkte. Seither wissen wir es als bewiesene Tatsache: Der Weltraum ist fahrbar geworden! Diesen Sachverhalt gilt es nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch innerlich zu bewältigen.

Dazu gehört zunächst, dass man in den klassischen Erfinder- und Entdeckerländern rund um den Atlantischen Ozean mit einer uns zwar liebgewordenen, aber nun klar überholten Vorstellung aufräume. Manche Schulbücher lehrten nämlich bis über die Jahrhundertmitte hinaus, dass den Russen, deren Geschichte weder Renaissance noch Aufklärung kannte, sowohl Fähigkeit als Wille, auf dem Gebiete von Wissenschaft und Technik Nennenswertes zu leisten, schlechterdings abgehe. Nun steht gleichsam in den Sternen das Gegenteil geschrieben, und die östlichen Politiker unterlassen wahrhaftig nichts, um am Firmament, ihrem grössten Schaukasten der Propaganda, ihren Vorsprung gegenüber dem Sternenbanner kräftig zu unterstreichen. Wer möchte es ihnen verargen! Wären die allerersten Weltraumschiffer aus westlichen Geländen emporgestiegen, so hätte die Politik der freien Welt ihr Ausrufzeichen auch gerne dahinter gesetzt. Auch unser Volk hat ja vor dreissig Jahren frohlockt, als es unserm Landsmann August Piccard bei seinen Stratosphärenflügen gelang, in zuvor unerreichte Höhen emporzusteigen, und Bundesrat Motta hat dem Gelehrten bezeugt, wie stolz unsere oberste Behörde auf diese Leistung sei.

Wir wären schlechte Abendländer, wenn wir uns über das Vordringen des Menschen ins Weltall nicht mitfreuten. Seit unsern geistigen Vorfahren, den alten Griechen, gehört es zum Auftrag Europas, dass der klare Logos die dunkle Magie überwinde. Auch unsere Religion gebietet der Erforschung und Erschliessung neuer Räume kein Halt. Es war gewiss verfehlt, wenn einst Christen gegen den Bau des Panamakanales zu Felde zogen, indem sie erklärten, man dürfe Nordamerika und Südamerika nicht voneinander trennen, denn in der Bibel stehe, dass der Mensch nicht trennen dürfe, was Gott zusammengefügt habe, was indessen die Heilige Schrift in ganz anderm Zusammenhang fordert! Das aus dem richtigen Geiste verstandene Evangelium ist so weitherzig, dass es keiner Nachträge bedarf, wenn die Menschheit Fortschritte macht.

Was aber ist Fortschritt? Vor dieser Frage drohen unserm Geschlecht die Masstäbe zu entgleiten. Das erklärt sich aus drei Gründen. Der erste besteht darin, dass unser Geschlecht das äussere Leben sich rascher und umwälzender wandeln sah als alle rund zwanzigtausend vorangegangenen Geschlechter, ist doch die Erfindung, die Atomkerne zu spalten, ein Ereignis, dem man aus der Prähistorie nur das Auswerten des Feuers zur Seite stellen könnte, und die neue Weltraumfahrt birgt Möglichkeiten, welche gewiss nicht geringer sind als einst die Auswirkungien der Entdeckung Amerikas, mit welcher man doch immerhin ein neues Zeitalter anheben lässt. Dass die Menschheit heute in Jahrzehnten viel mehr Neues sieht als früher in Jahrzehntausenden, versetzt uns begreiflicherweise in einen Taumel, der es erschwert, einen Standort des Begreifens, geschweige denn des Bewertens zu beziehen.

Der zweite Grund, weshalb die Masstäbe der meisten Menschen lotterig werden, besteht, so merkwürdig das zunächst klingen mag, im Kult des Messbaren. Man kann berechnen, dass die Gesamtlänge des neuesten Weltraumfluges zum Beispiel annähernd einer Hin- und Rückfahrt Erde—Mond entspreche. Natürlich laufen dabei einstweilen noch Schätzungen mit. Aber der Kult des Messbaren beherrscht neben dem Weitesten auch das Kleinste. Der Hundertmeterläufer kämpft um Zehntelssekunden, und Maschinen werden auf den Zehntausendstelsmillimeter genau konstruiert. Wir wissen diese Genauigkeit zu schätzen und freuen uns hierzulande aufrichtig, dass unsere Werkstätten bei dieser Präzision mitbeteiligt sind, denn wir wenden uns beileibe nicht gegen den Dienst des Messbaren, sondern (wir möchten sagen «beiseele») gegen den Kult des Messbaren, der sich aufbläht zur geschwollenen Behauptung: Nur das Messbare ist und gilt!

Dieser zeitbedingte Wahn wirkt um so verheerender, weil der Sinn für das Unmessbare in weiten Kreisen zu schwinden droht. Nun gehört es aber gerade zum Wesen des Ewigen, dass es unmessbar ist. Damit stehen wir vor dem dritten Grund, dem Abgrund des Wankelmutes unserer Zeit. Was nicht zu wägen ist, wird nicht geschätzt; was man nicht zählen kann, das zählt nicht.

Was aber ist das Bleibende in allem Wandel? Wo ist das Eichmass, das über alle Methoden und Moden erhaben ist und an dem ein echter Fortschritt abgelesen werden kann? Wir glauben, dass Gott den Menschen ins Leben rief, damit er sich als beseeltes, verantwortliches Wesen frei und froh erfülle. Er rüstete sein Geschöpf aus mit wunderbaren Geistesgaben, dass es seine Ordnung erkenne, sich in sie als Schaffender einfüge und seinen Geboten nachlebe. Gelingt dem Menschen dank seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Gaben ein grosses Werk, so darf er sich damit nicht brüsten oder gar — wie es beim ersten bemannten Raumflug in Russland geschah — in den überheblichen Ruf ausbrechen, dass nun Gott in einem neuen Felde abgewirtschaftet habe, sondern er hat allen Grund zu neuer Ehrfurcht. Das sollte allerdings nicht nur der einzelne, sondern die gesamte Menschheit bedenken, so wie es Novalis rät: «Die Menschheit muss vor jedem Schritt, den sie zur Beherrschung der Natur durch Organisation der Technik tut, zunächst drei Schritte zur ethischen Vertiefung tun.»

Am 30. August 1961 feierte *Else Ulrich-Beil* ihren 75. Geburtstag. Die F. A. Herbig-Verlagsbuchhandlung, Berlin-Grunefeld, hat zu diesem Anlass die Lebenserinnerungen dieser ungewöhnlichen Frau herausgegeben unter dem Titel «Ich ging meinen Weg».

Else Ulrich-Beil, die in diesen Erinnerungen ihren Lebensweg und ihr Lebenswerk darstellt, ist den Frauen der internationalen Frauenverbände bestens bekannt, besonders aber den demokratischen Kreisen um Gertrud Bäumer, Marie Stritt, Marie Elisabeth Lüders und Theodor Heuss. Wie hier ein Mensch im Kampf und Widerstand gegen eine pietistische Schulerziehung frühzeitig reift und sich den grossen freiheitlichen politischen Bewegungen zuwendet, von denen die Gemüter um die Jahrhundertwende und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts bewegt wurden, ersteht vor dem Leser aufs lebendigste. Viele Ereignisse rücken in ein neues Licht.

Es liegt im Rahmen ihres Lebenswerkes, dass sie von sich behaupten darf: I have been born under a wandering star — und so erleben wir ihre Reisen mit, die sie nach Frankreich, Polen, Italien, Griechenland, der Türkei, Norwegen, Finnland, Schweden, Dänemark, England, Indien, Ceylon, Aegypten und Kanada sowie viermal in die Vereinigten Staaten führten.

Ihr Leben spielt sich zwar anfänglich auf dem Gebiet der Frauenbewegung ab, um aber bald schon in die Politik und den Kampf um die deutsche Demokratie einzumünden. Aber sie ist zu sehr Mensch im schönsten und lebensvollsten Sinne, als dass sie nicht auch den Leser durch die Schilderung ihrer eigensten privaten Sphäre in Freundschaft, Liebe und Ehe, die mit Kindern und Enkeln gesegnet ist, zu fesseln vermöchte.

So ist ein Buch entstanden, das über den Kreis der internationalen und nationalen Frauenverbände hinaus interessiert und in jede öffentliche Bibliothek gehört, ebenso in die Hand jeder Frau, die ihre heutige soziale Stellung als selbstverständlich ansieht, ohne sich bewusst zu sein, dass dies einmal sehr anders war.

Der Mensch in der Zeit

sfd. Jeder Mensch sieht sich verstrickt in das Netzwerk von Gut und Böse. Mögen verschiedene Zeiten und Kulturen die Maschen enger oder weiter geknüpft haben — die Tatsache, dass man sich mit dem Bösen auseinandersetzen muss, kennzeichnet unsere menschliche Situation. Das C. G. Jung-Institut in Zürich hat in einer Vortragsreihe von namhaften Persönlichkeiten die mannigfachen Aspekte des Bösen ableuchten und ausdeuten lassen; diese Vorträge sind nun im Rascher-Verlag unter dem Titel «Das Böse» erschienen.

Faszinierend sind die Ausführungen von Prof. Dr. Karl Schmid (Zürich) über «Aspekte des Bösen im Schöpferischen», weil sie mitten in die jüngste geschichtliche und politische Vergangenheit führen. Es wird der Nachweis erbracht, dass besonders die deutsche Nation im Banne dessen steht, was wir das Schöpferische nennen. Es sind Deutsche, die auf dem Felde der Musik, der Dichtung und der Religion die antirationalen Kräfte zum Durchbruch geführt haben. «Mit Götz, Werther, Prometheus, Karl Moor, Faust usw. werden symbolkräftige Figuren geschaffen, die alle den gleichen Auftrag haben, gegenüber der kalten, schwächlichen, unschöpferischen Vernunft die schöpferische Gegenwelt des Herzens, des Gefühls, der Ganzheit, des Genies zu beweisen.»

Karl Schmid ist überzeugt, dass im Leben des Einzelnen und vor allem im Bereich der Künste das Zerbrechen überkommener rationaler Formen eine wunderbare Entbindung und einen Rückanschluss an die bestürzende Fülle des seelischen Seins zur Folge haben kann. Es ist notwendig, von Zeit zu Zeit die vom Bewusstsein mühsam errichteten Dämme einzureissen und die ausgefahrenen Geleise der Gewöhnung, die durch vernünftige Re- und Ordnung gelegt worden sind, zu verlassen. Dieser Protest gegen Ueberkommenes und Genormtes spiegelt sich auch in der deutschen Sprache, die ein Kreuz für den lateinischen Grammatiker und ein Aergernis für den französischen Akademiker darstellt. «So haben die Deutschen mit ihren grössten geschichtlichen Leistungen die europäischen Urfiguren und Essenzien wieder aus der Konvention ins Eigentliche zurückgeholt oder hinausgetrieben, ins Aeusserst-Grossartige und ins Innerlichst-Glühende.»

Karl Schmid glaubt, dass das Verhängnis in der deutschen Geschichte und Politik damit einsetzte, dass die Parole «Genie gegen Vernunft» von der Nation als die das Deutschtum kennzeichnende Formel übernommen worden ist. Der Irrtum bestand darin, dass man meinte, zwischen dem möglichen Heilsweg des Individuums und dem guten Weg für das Kollektiv keinen Unterschied machen zu müssen. Aber die Erfahrung lehrt, dass es in der Natur des Staates liegt, das Recht und die Ordnung zu bejahen. Wo er sich den unbewussten Kräften verschreibt, treibt er mit Notwendigkeit der Katastrophe zu. Es gibt offenbar zwei Urtypen des Bösen: den Götzen «Ordnung und Vernunft», welcher das individuelle Leben zur Sterilität verdammt, und den Götzen «Vitalität», der vom Kollektiv Besitz ergreifend zum Drachen wird, der alles zerstört. Nietzsche ist am Bösen des Dritten Reichs insofern schuldig geworden, als er «das schöpferische Geheimnis des Einzelnen in eine Erlaubnis für das Kollektiv umfälschte.»

Es ist in einer kurzen Betrachtung nicht möglich, auf alle Beiträge des reichhaltigen Bandes einzutreten. Sie seien aber der Vollständigkeit halber hier aufgeführt: «Das Problem des Bösen in der Mythologie» von Karl Kerényi, «Das Prinzip des Bösen in den östlichen Religionen» von Geo Widengren, «Der Antichrist als Symbol des Bösen» von Victor Maag, «Das Problem des Bösen im Märchen» von Marie-Luise von Franz, «Das Böse und der Film» von Dr. Martin Schlappner und «Der philosophische Begriff des Besten und Bösen» von Karl Löwith.

Einer eingehenderen Betrachtung ruft aber der Beitrag von Dr. Liliane Frey-Rohn (Zürich) über «Das Böse in psychologischer Sicht»: Die Autorin geht von der bekannten Tatschache aus, dass unter Umständen das — von der Allgemeinheit akzeptierte — Gute die menschliche Entwicklung hemmt. Umgekehrt ist es möglich, dass das sogenannte Böse für den Menschen ein Gutes werden kann. Sie beruft sich dabei auf die Bibel, indem sie die Frage stellt: «War es zum Beispiel ‚böse', dass Jakob seinen Bruder Esau um das Erstgeburtsrecht betrog? Wenn ja, warum hat ihm Gott später den Namen Israel verliehen? Oder: Wie stellen wir uns psychologisch zum Problem der Opferung Isaaks ein? Was ging in Abrahams Seele vor, als er sich entschloss, entgegen dem allgemeinen Moralkodex dem Befehl Gottes zu gehorchen und seinen Sohn zu töten?»

Wenn die Psychologie auch nichts ausmachen kann und soll über die Normen an sich, so sieht sie sich doch vor die Aufgabe gestellt, den Einfluss zu untersuchen, den allgemein anerkannte Normen auf den Einzelnen ausüben. Dabei stellt sich heraus, dass «zu viel Moral als Lebenslinie ebenso schädlich auf die Seele des Einzelnen wirkt wie zu wenig Moral.» «Im einen Fall ist die Schwäche verdrängt, das andere Mal will man von der moralischen Disziplin nichts wissen. Der abgespaltene Inhalt aber büsst — wie schon die Pioniere der Tiefenpsychologie nachgewiesen haben — seine Wirksamkeit in keiner Weise ein. Ganz im Gegenteil entwickelt er entsprechend dem Grade seiner Verdrängung eine um so wirksamere, weil unbewusste Tätigkeit aus dem Hinterhalt.» Dieser Kobold oder Schatten ist der «dunkle Bruder», der jeden Menschen begleitet und mit dem sich der Einzelne auseinandersetzen muss. Dadurch, dass man den Schatten auf den Mitmenschen wirft und in ihm «den Bösen» oder «das Böse» entdeckt, ist die Aufgabe nicht gelöst.

Neben dem politischen Schatten steht jedoch — oft noch gefährlicher — der kollektive Schatten, der sich in einer repräsentativen Persönlichkeit verleiblichen kann oder die Masse ergreift und übermannt. Nicht selten kommt es dann vor, dass die kollektiv unterdrückten Inhalte nach Aussen auf andere — Andersdenkende, Andersgläubige, Andersrassige — geworfen werden, die als Sündenböcke die von der Allgemeinheit verdrängten Inhalte auf sich zu nehmen haben.

Doch ist mit solcher Analyse das Problem des Bösen noch nicht auch nur annähernd beschrieben und ausgeschöpft. Seine verwirrende Gestalt erlangt es dadurch, dass es sowohl zum Einzelmenschen gehört als auch Teil der gesamten Schöpfung ist, wobei die Feststellung unausweichlich ist, dass es zur Quelle des Guten sich wandeln kann. Schon der Kirchenvater Augustin hat von einer «felix culpa», einer glückhaften, glückbringenden Schuld gesprochen.

Die Psychologie legt somit den Schluss nahe, dass die Selbstwerdung des Einzelnen immer auch das Böse miteinschliesst. Ohne die Erfahrung und die Auseinandersetzung mit dem Bösen gibt es keine Reifung. Würde es ausgeklammert, käme eine der Lebensquellen zum Austrocknen, denn das Böse ist ein Teil des schöpferischen Urgrundes, wie ja auch die Bibel ohne Umschweife sagt, dass «die Schlange», die Adam und Eva versuchte, von Gott geschaffen sei. Trotzdem ist damit auf Grund psychologischer Erfahrung das Böse nicht gerechtfertigt. Denn sie zeigt, dass das Ausleben des Bösen zur Vernichtung des Lebens führen muss.

Robert Gerhard Lenz

Das ist bald gesagt, erklären nun die meisten Leute, und verweisen eine solche Vor-Besinnung in den Bereich der sogenannten frommen Wünsche. Gewiss, doch um so notwendiger ist wenigstens die Nach-Besinnung. Die Technik ist nämlich den ordnenden Kräften von Geist und Gewissen entlaufen, so dass es der persönlichen und der politischen Verantwortung schwer fällt, sie wiederum einzuholen und im Stande einer Dienerin des Menschen zu halten, wie es ihr gebührt. Das führt uns zu einem kurzen Blick auf die zwei Wege des Menschen, die sich heute zu stark voneinander abgezweigt haben, die verhängnisvolle Kluft zwischen der innern und der äussern Kultur.

Im Kampfe um sein Dasein und auch im Bruderzwist der Völker entwickelte der findige Mensch eine Fülle von Mitteln, um all seine Eingriffe zu steigern, zu beschleunigen, zu verfeinern oder gar sich selbst zu regeln. Nur wenige seiner wichtigen Errungenschaften dieser äussern Kultur gingen im Laufe der Geschichte dem Gedächtnis und dem Geschick des Menschen wiederum verloren. Unsere Kinder erben einen mächtigen Apparat von Schaltern, Hebeln und Leitungen und lernen die Handgriffe, um die Maschinen zu «bedienen», ohne viel von den Prinzipien zu verstehen, die ihnen zu Grunde liegen. — Anders beschaffen ist die Welt der innern Kultur, welche die Anfänge und Stufen nicht kurzerhand überspringen lässt. Das Gewissen kann nicht einfach durch Gesetze oder den «guten Ton« abgelöst werden, und jedes blosse Brauchtum, welches das Heilige gleichsam automatisch regeln möchte, wäre bald genug brüchig. Da muss die Frage wach bleiben: «Was hilft der Seele des Menschen?», ebenso das Anliegen: «Was führt die Menschen und Völker einander näher?» Echter Fortschritt lässt sich nun nur dort feststellen, wo der Mensch seine Mittel meistert, um als einzelner und als Glied einer Gemeinschaft seiner ureigentlichen Bestimmung näherzukommen, nämlich sein Leben in Verantwortung freier und froher zu gestalten, mit andern Worten: wo edler Geist Triebe und Getriebe lenkt.

Damit haben wir auch das Urmass gefunden, um die Flüge im Weltraum richtig zu bewerten. Das Hochgefühl über das Errungene wird solcher Betrachtung nicht zum Religionsersatz, und kein sausender Flug fegt das Wort hinweg: «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, litte aber Schaden an seiner Seele!» Verstehen wir Zeitgenossen der Weltraumflüge das Wort «Welt» dabei ruhig, seelenruhig, nicht nur im Sinne der Erde, sondern im Sinne des erreichbaren Weltraumes.

Aus solcher Sicht ergeben sich wie von selbst die Fragen: Sind die Menschen, aus deren Mitte die ersten künstlichen Satelliten und Weltraumfahrer aufstiegen, freier und froher als die andern, überflogen und technisch zunächst auch überflügelten Völker? Wer nicht nur zu den Flugbahnen emporstarrt, sondern auch die Spuren geplagter Menschen auf dieser Erde sieht, erhält eine wesentliche Antwort aus dem gewaltig ansteigenden Flüchtlingsstrom, der sich eindeutig aus den von der östlichen Macht beherrschten Gebieten nach dem freien Westen ergiesst, und wir haben noch keine Anhaltspunkte, dass die Verheissungen von Chruschtschews neuem Parteiprogramm oder der Freudenrausch über den gleichzeitigen Weltraumflug German Titows die Richtung dieser neuen Völkerwanderung, welche diejenige der geschichtlichen Bewegung dieses Namens an Ausmass bei weitem übertrifft, zu wenden vermöchte. Nun wohnt aber den Menschen das gesunde Gefühl inne, dass er dort leben möchte, wo er menschenwürdig wohnen und werken kann.

Freilich meldet sich auch die andere Frage: Lohnt es sich nicht, Verzichte im Alltag oder gar grosse Opfer auf sich zu nehmen, um Mittel für eine riesige Leistung bereitzustellen? Diese Frage darf man nicht leicht nehmen, muss sie aber doch durch die Gegenfrage ergänzen: Wurde das russische Volk je vor den freien Entscheid gestellt, ob es solche Entsagungen auf sich nehmen wolle, um den Griff in den Weltraum zu ermöglichen, oder ob es die Mittel lieber seiner Wohlfahrt zugute kommen lassen wolle? Nein, da wurde nicht befragt, sondern befohlen. An der Gewissensfrage, ob der Diktator das Recht habe, über seine Mitmenschen in einer Weise zu verfügen, welche die Betroffenen besser kennen als wir, scheiden sich nun die Gemüter zwischen dem Westen und dem Osten, wobei wir unter dem Osten nur die Massgebenden im Kreml, nicht aber die stummen Arbeiter in den Feldern und Fabriken verstehen. Diesen Mitmenschen wird ja nicht nur das Recht wirklicher offener Mitsprache, sondern auch der freien, auf eigener Erfahrung beruhenden Meinungsbildung vorenthalten. Und diesen Menschen möchte man nicht nur Weltraumflüge über den Westen hinweg, sondern freigewählte, lange Aufenthalte in unserer Welt gönnen. Vielleicht dass sich dann Gespräche ergäben, welche die Menschheit, ehe ein weltweites Unheil über sie hereinbricht, zur «praktischen Vernunft» zu führen vermöchten, um den Titel eines Buches von Immanuel Kant anzudeuten, worin der Königsberger Philosoph das Drinnen im Menschen und das Draussen im Weltraum in die bekenntnishaften Worte fasste: «Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.»

Der Sternenhimmel ist nicht weniger wunderbar geworden, seitdem die Menschen den Sternen (an den Lichtjahren gemessen allerdings nur um ein Kleines!) näher gekommen sind, und das moralische Gesetz spricht heute angesichts der lauernden, grössern Gefahren, falls es von den Machthabern gebrochen werden sollte, nur um so eindringlicher zu uns. Diese Einsicht muss in allen Menschen unserer entscheidungsreichen Zeit geweckt und wachgehalten werden. So kann das nachwachsende Geschlecht zu einer Haltung erzogen werden, welche der Welt eine Ordnung bringen möge, die den neuen Gegebenheiten entspricht, böse Kräfte bannt, gute aber befreit und fördert.

Mit freundlicher Erlaubnis des Autoren Prof. G. Thürer, Teufen. Nachdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung vom 13. August 1961.

Das Porträt der führenden Frau:

Madame Marie-Hélène Lefaucheux

Delegierte Frankreichs bei den Vereinigten Nationen, Präsidentin des Internationalen Frauenrates, Chevalier de la Légion d'honneur, Trägerin des Croix de guerre, rosette de la Résistance

BWK. Im Jahre 1957 wurde als Nachfolgerin der inzwischen verstorbenen Frau Dr. J. Eder-Schwyzer, Zürich, Madame M.-H. Lefaucheux, Vorsitzende des Conseil National Français des Femmes, zur Präsidentin des Internationalen Frauenrats gewählt. Wir sind der gescheiten, charmanten und unermüdlich parlamentarisch tätigen Französin seither nun schon öfters begegnet. Nicht nur, dass wir ihre leichte und faszinierende Art des Debattierens, wie des Darbringens eines Vortrags, des Verfechtens einer ihr am Herzen liegenden Sache bewunderten, nein, wir haben sie wohl alle ins Herz geschlossen.

An der Tagung des Exekutivkomitees des Internationalen Frauenrates in Wien im Mai 1959 eroberte sie recht eigentlich diese Stadt mit samt den höchsten Persönlichkeiten der Landesregierung und der Presse. Jederzeit aber war es möglich, mit der CIF-Präsidentin ins persönliche Gespräch zu kommen. Dies ganz besonders, wenn es die Belange der Frauenpresse betraf, haben doch alle damit verantwortlich beschäftigten Frauen ähnlichen Schwierigkeiten die Stirne zu bieten, nicht minder also Madame Lefaucheux und ihr gesamtes CIF-Büro mit der CIF-Pressekommission im Hinblick auf das viermal jährlich erscheinende News-Bulletin des Internationalen Frauenrats denn alle führenden und

schreibenden Frauen, denen Sein oder Nichtsein des Schweizerischen Frauenblattes als Sprachrohr der aufgeschlossenen Schweizer Frauen am Herzen liegt. So besprachen wir uns u. a. auch am Kongress des CIF 1960 in Istanbul über die Aufgaben einer konfessionell und politisch neutralen internationalen Frauenpresse, über die Möglichkeit, diese im Sinne des Fortschritts und der Freiheit zu schaffen und den sich am Geschehen der Zeit interessierenden Frauen zugänglich zu machen.

Dem Schweizerischen Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen (Präsidentin: Frau M. C. von Greyerz) war es gelungen, Madame M.-H. Lefaucheux als Referentin zu gewinnen, als im Frühjahr in Lausanne die Delegiertenversammlung durchgeführt wurde. Jene Tagung, wie das gesamte Wirken des erwähnten Verbandes im laufenden Jahr, stand im Zeichen des Anteils der Frauen an den Aufgaben in einer sich wandelnden Zeit, in welchem Zusammenhang auch Minister Dr. Peter von Salis, Mont sur Rolle, über die Schweiz unter diesem ganz besondern Aspekt einen überaus instruktiven Vortrag hielt. Die Präsidentin des CIF nun, die vom nahen Genf, wo eben eine der UNO-Kommissionen tagte, hergekommen war, wandte sich in ihrem frei gehaltenen Referat vor allem der beruflichen Ausbildung der ausserhalb der Familie in der Welt von heute verantwortlich an verschiedenen Posten arbeitenden Frauen zu. Es gehe darum, betonte Madame Lefaucheux, die junge Frauengeneration bewusst darauf vorzubereiten, jegliche Berufsarbeit undilettantisch und gut zu tun. Nicht die Karriere, sondern Hingabe und Dienst für eine Sache sollten immer mehr in erster Linie den Ausschlag geben. Es gehört dazu aber unbedingt auch die Erfüllung des Postulats der Gewährung gleichen Lohnes für gleichwertige Arbeit, wie das Fallenlassen aller Schranken, welche Frauen nicht genau so wie den Männern den Zugang zu öffentlichen Aemtern ermöglichen. Ganz bestimmte Neuerungen im Ehe- und Familienrecht und in der die Steuern betreffenden Gesetzgebung sind unbedingt nötig.

Madame Lefaucheux legte die Betonung ihrer Forderungen ganz besonders auf die Tatsache, dass die sich wandelnde Welt, die Welt von morgen jedenfalls, der guten und ausgleichenden Frauenarbeit dringend bedarf. Just in einer Zeit, da sich Nationalismen wieder alarmierend breitzumachen beginnen, ist es nötig, dass den Frauen mit ihrer Möglichkeit und Fähigkeit positiver Kontaktschaffung und der Verständigung auf breiter Basis, die Wege zu enger Mitarbeit auf allen Gebieten des Lebens geebnet werden.

Wenn Madame Lefaucheux nicht an einer UNO-Sitzung teilnimmt oder als Mitglied der Assemblée de l'Union Française mit vorzubringenden Voten beschäftigt ist, mag sie als internationale CIF-Präsidentin unterwegs oder aber in den Pariser Headquarters, der bedeutendsten Dachorganisation aller Frauenverbände der Welt, mit der Vorbereitung künftiger Meetings, wenn nicht gar schon des 1963 möglicherweise in Sidney oder Melbourne stattfindenden Dreijahrskongresses emsig an der Arbeit sein.

Morcote besinnt sich

sfd. Unsere Leser haben gelegentlichen Pressenotizen entnommen, dass sich der Schweizer Heimatschutz und sein Partner, der Schweizerische Bund für Naturschutz heuer für einen «Morcote Taler» entschlossen haben: Unter Beistand der Eidg. Kommission für Denkmalpflege, des Kantons Tessin, der Gemeinde und privater Grundbesitzer sollen die malerischen «Portici», d. h. Arkadengänge dem Ufer entlang, der Treppenweg mit seinen 403 Stufen samt den anliegenden Kapellen, nicht zuletzt aber auch die herrlich gelegene Kirche Sta. Maria del Sasso mit ihrem edlen «Campanile», durchgreifend restauriert und das Gelände zwischen Dorf, Kirche und Gottesacker unter dauerndes Bauverbot gestellt werden.

Aber nun haben wir anderwärts bei solchen verheissungsvollen Projekten immer wieder erfahren, dass sich um grosser, kleiner und allerkleinster Bedenken oder Einsprachen willen das Werk durch Jahre hinauszog, dass also dem guten Willen die praktische Tat in bedenklicher Weise nachhinkte. Wo private Interessen auf dem Spiele stehen, vergisst selbst der bodenständige Schweizer oft genug, dass er Glied einer demokratischen Gemeinschaft ist.

Doch in Morcote erleben wir in diesen Wochen just das Gegenteil: Als wir gestern die um die «Fremdenzeit» mit mancherlei Souvenirs überfüllten Bogengänge durchschritten, waren wir bass erstaunt, bereits überall gelbe Markierungen auf den Fliessen zu erblicken. Ihr Sinn ist jedem Cafébesitzer und Ladeninhaber klar: «Bis hierher und nicht weiter!» Auf einmal hat der Promenierende Raum bekommen, muss nicht mehr aufpassen, dass er keine Kupferkessel und geflochtene Stühle, Mexikanerhüte oder Oelgemälde «überfährt», sondern er hat Platz gefunden, die originellen Balkendekken, mittelalterlichen Tore und Gitterfenster geruhsam zu betrachten. Selbstverständlich war es nie die Absicht der Leute vom Heimatschutz, jemand um seinen Verdienst zu bringen; doch dass die Morcotesen sogleich verstanden haben, um was es hier geht, ist anerkennenswert.

Diese Anerkennung gilt auch der Restaurierung auf dem Kirchenhügel. Die reizvolle achteckige Kapelle St. Antonius von Padua, das auf der Terrasse gelegene «Oratorio», war durch Bergwasser schwer gefährdet und bereits ins Restaurierungsprogramm aufgenommen. Doch bevor noch der «Schoggitaler» rollte, sind die Mannen droben am emsigen Werk, schichten neue Mauern, bauen Abzugsgräben und legen Sickerschächte an als Zeichen, dass es ernst gilt. Ist dies nicht sehr erfreulich?

Helveticus

Frank Buchman gestorben

Die «Moralische Aufrüstung» trauert

Caux, 8. Aug. (UPI) Der Begründer und Leiter der «Moralischen Aufrüstung», Frank Buchman, ist am Montagabend in Freudenstadt (Schwarzwald) im Alter von 83 Jahren einem Herzschlag erlegen. Er verschied unweit des Ortes, wo er vor 23 Jahren auf einem Spazierweg die Idee der «Moralischen Aufrüstung» konzipierte. Buchman, dessen Ahnen im Jahre 1740 aus dem St.-Gallischen nach den Vereinigten Staaten ausgewandert waren, starb völlig unerwartet. Bis eine halbe Stunde vor seinem Tode

arbeitete er. Am Freitagnachmittag findet im Kursaal von Freudenstadt eine Gedenkfeier statt. Dann werden seine sterblichen Ueberreste nach den USA verbracht, um auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Allentown (Pennsylvania) beigesetzt zu werden. Buchman wird in der «Moralischen Aufrüstung» keinen eigentlichen Nachfolger erhalten. Im europäischen Hauptquartier der Bewegung, in Caux, wurde bekanntgegeben, dass die «Moralische Aufrüstung» in Zukunft «genau so weiterarbeiten und wirken wird wie in der Vergangenheit. Eine Gruppe von Leuten, die Frank Buchman sehr nahestanden, wird die Leitung der Angelegenheiten übernehmen. Aber ein eigentlicher neuer Leiter wird nicht ernannt.» Die «Moralische Aufrüstung» ist eine weltweite Organisation, die nach ihren eigenen Angaben über Millionen von Anhängern in 122 Ländern verfügt. Ihr Hauptziel besteht darin, «eine Ideologie zu vertreten, die den Materialismus sowohl der Linken wie auch der Rechten bekämpft und versucht, die Welt unter die Kontrolle Gottes zu bringen». Buchman bekannte sich zu der Auffassung, dass Gesellschaftsumbrüche oder Revolutionen niemals irgend etwas fruchten können, solange der Mensch an sich gleich bleibt. Er propagierte deshalb die «Revolutionen im Herzen des Menschen». Die religiöse Verinnerlichung soll schliesslich auf die politischen Taten der Nationen in völkerversöhnender Weise wirken.

Frank N. D. Buchman wurde als Sohn eines kleinen Geschäftsmannes am 4. Juni 1878 in Pennsburgh (Pennsylvanien) geboren. Nach dem Studium der Theologie auf einem College in Muhlenberg wurde er Geistlicher. Er arbeitete zunächst in einem Slumwaisenhaus in Philadelphia, war dann einige Zeit in England und später längere Jahre hindurch für das «Christian Work» auf ausgedehnten Reisen in Indien, Korea und Japan tätig. In England gründete er 1921 die «Oxfordgruppe», eine Vorläuferin der «Moralischen Aufrüstung». 1938 fasste er die Idee, in Europa und den USA die «Moralische Aufrüstung» zu lancieren. Die Bewegung gewann rasch an Anhängern und an Einfluss. 1946 wurde in Caux die erste Weltkonferenz der «Moralischen Aufrüstung» unter Teilnahme von 10 000 Delegierten aus 118 Ländern abgehalten. Buchmann ist der Verfasser zahlreicher Bücher und Schriften, unter denen «Für eine neue Welt» wohl das wichtigste ist. Er ist Ritter der Ehrenlegion und hat zahlreiche andere Auszeichnungen erhalten, darunter das Grosskreuz des westdeutschen Verdienstordens.

Die europäische Integration und die legitimen nationalen Interessen

WD In ihrer Verlautbarung aus Bonn vom 18. Juli 1961 haben die Staatsoberhäupter oder die Regierungschefs der *Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft* dem Wunsche Ausdruck verliehen, «dass andere europäische Staaten, die bereit sind, in allen Bereichen die gleiche Verantwortung und die gleichen Verpflichtungen zu übernehmen, den europäischen Gemeinschaften beitreten mögen».

Entspricht diese Erklärung einem Willen der Sechs, sich nunmehr den übrigen europäischen Ländern im Sinne einer wirklich offenen Gemeinschaft zu nähern? Die Zeitungen waren während der letzten Monate voll von Berichten über Stellungnahmen britischer Minister zum europäischen Integrationsproblem. Sie haben immer wieder betont, dass ein *Beitritt Grossbritanniens* zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft nur ins Auge gefasst werden könne, wenn es dem Vereinigten Königreich weiterhin gestattet würde, die Interessen seiner Landwirtschaft, des Commonwealth und der übrigen Mitgliedstaaten der EFTA wahrzunehmen. Wenn die Sechs nunmehr den jetzigen Zeitpunkt für die Feststellung gewählt haben, dass jene Länder, die den Europäischen Gemeinschaften beitreten wollen, bereit sein müssten, *in allen Bereichen die gleiche Verantwortung und die gleichen Verpflichtungen* wie sie selbst zu übernehmen, so sind einige Zweifel — wenn nicht mehr — an der Aufrichtigkeit ihres Wunsches erlaubt, den besonderen Problemen Grossbritanniens und der anderen europäischen Länder Rechnung zu tragen.

Auf seiten der EWG wird zur Erklärung dieser Haltung öfters vorgebracht, dass die Rechtssatzungen über die Gesellschaftsformen (z. B. Vereine, Klubs, Genossenschaften etc.) den Erwerb der Mitgliedschaft jeweils nur für jene vorsehen, die bereit sind, das Statut der betreffenden Gesellschaften mit all den darin enthaltenen Pflichten anzunehmen. Niemand könne deshalb der EWG verargen, wenn sie sich weigere, zugunsten eines neuen Mitglieds ihre Statuten zu verändern oder ihm eine privilegierte Stellung zu verschaffen. In Tat und Wahrheit ist dieser Vergleich mit Gesellschaftsformen des privaten Rechts unstatthaft und irreführend. Er möchte über die Natur des Aufnahmeaktes hinwegtäuschen und ebenso den Kompromisscharakter der Römer Verträge in Vergessenheit bringen. Besonders zum letzteren Punkt ist indessen daran zu erinnern, dass der Vertrag über die EWG bei weitem nicht nur einen Katalog allgemeinverbindlicher Verpflichtungen beinhaltet, sondern eine ganze Reihe von Bestimmungen enthält, durch welche sich die Mitgliedstaaten *Sonderrechte* haben verbriefen lassen. Einige davon seien als Beispiele genannt:

- Ausnahme des Handels zwischen West- und Ostdeutschland von den Bestimmungen über die Zollunion;
- Sondererlaubnis an Frankreich, unter bestimmten Bedingungen sonst verbotene Subventionen und Abgaben beibehalten zu können;
- Französisches Privileg, bei Unterschieden der Ueberstunden-Löhne Schutzmassnahmen ergreifen zu dürfen;
- Versprechen an Italien, Mittel der Europäischen Investitionsbank zur Verwirklichung des Zehnjahresplanes einzusetzen;
- Vorläufige Ausnahme der luxemburgischen Landwirtschaft von den agrarpolitischen Verpflichtungen;
- Absichtserklärung, die niederländischen Antillen später mit der EWG zu assoziieren;
- Zusicherungen von Zollkontingenten an Deutschland und Italien zwecks billigerer Beschaffung tropischer Produkte ausserhalb der Regeln für die Zollunion;
- Assoziationsstatut zugunsten der seinerzeit französischen Ueberseegebiete zwecks Kollektivierung der «Dekolonisationsbestrebungen», unter mindestens teilweiser Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Einflusses der früheren Mutterländer.

Diese Aufzählung zeigt zur Genüge, dass sich die Sechs untereinander seinerzeit kaum hätten über die «Vereinssatzung» einigen können, wenn sie sich im voraus geweigert hätten, bestimmten *nationalen Sonderproblemen* Rechnung zu tragen. Die europäischen Staaten, die nun heute der EWG beitreten oder sich mit ihr assoziieren möchten, wollen genau dieselbe Art von Sonderproblemen geregelt wissen, bevor sie sich zu diesem Schritt entschliessen: besondere Bindungen mit aussereuropäischen Ländern in einigen Fällen, Bedürfnis zur regionalen Entwicklungsförderung in andern oder schliesslich das Erfordernis, die zur Aufrechterhaltung einer Neutralitätspolitik erforderliche Unabhängigkeit bewahren zu können. Sind die Sechs bereit, diese Interessen als ebenso legitim anzuerkennen wie ihre eigenen, die sich anlässlich der Aushandlung des Römer Vertrages und seiner Anhänger gedeckt haben? Nur eine Antwort auf diese Frage dürfte ein Urteil über ihre wirklichen Absichten zulassen

Sonderseite zu Schweizer Frauenblatt. Freitag, 1. September 1961 Nr. 30/109

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Herausgegeben von der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung
Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

«Mässig – aber regelmässig!»

(das selbstverordnete, gewissenhaft befolgte Rezept der vielen, allzuvielen, die «es noch nicht wissen»)

Was die Wissenschaft hiezu sagt:

Gustav v. Bunge 1844—1920, Professor in Basel. «Die Verführer sind nicht die Unmässigen. Diese haben im Gegenteil das grosse Verdienst, durch ihr Beispiel abzuschrecken. Die Verführer sind die Mässigen. Und solange die Verführung nicht aufhört, wird auch die Unmässigkeit mit ihren Folgen Krankheit, Verbrechen nie und nimmer aufhören.»

Dr. Ralph Bircher, Erlenbach-Zürich Wenn einer fragen würde, worüber die meisten Menschen, und dazu oft gerade die gescheitesten, am allerwenigsten nachdenken und womit sie im Denken am wenigsten zu Ende kommen, ich glaube, ich würde antworten: über die Mässigkeit. Man glaubt zu wissen, was das ist, versteht sich — und doch ist vieles daran so anders, als man meint!

Mässigkeit wird allgemein nur auf die einmalige Menge bezogen, ohne Rücksicht auf Zeit und Wiederholung. Man zieht die Grenze gegen «unmässig» etwa da, wo gesellschaftlich unerwünschte Aeusserungen der Berauschung erkennbar werden. In diesem Sinne hält Prof. Dr. med. Pierre Delore vom französischen Gesundheitsministerium — ein führender Mann im Kampfe gegen die Alkoholnot seines Landes — etwa einen Liter Wein und hält in Deutschland Prof. Stepp einen Liter Bier noch für unbedenklich und harmlos. Was darüber hinausgeht, wäre erst unmässig und gesundheitsschädlich.

Aber mit dieser Art des Grenzabsteckens kommt man in Wirklichkeit zu keinem Ergebnis, auch dann nicht, wenn man die bekannte Tatsache ausser acht lässt, dass Mässigkeit immer der Ausgangspunkt und Nährboden für jede Art von Unmässigkeit werden kann und dass noch nie ein alkoholabhängig gewordener Mensch durch Mässigkeit frei geworden ist. Es gibt da nämlich unglaubliche Auffassungsunterschiede und Tatsachen, und wer sich auch nur ein wenig mit der Wirklichkeit vertraut macht, muss eingestehen: es gibt praktisch überhaupt keine sinnvolle Grenze zwischen Mässigkeit und Unmässigkeit, wenn man sie so zu ziehen versucht. *Man trifft,* wie Prof. Dr. med. A. Roch von der Genfer Universität fand, *Menschen, welche 60 Gläser Bier im Tage trinken und das für vollkommen mässig, normal, vernünftig und gesund halten; es gibt solche, die 40—50 Apéritifs im Tag für durchaus mässig und harmlos ansehen, und solche, die 10—12 Liter starken Weines im Tag für ganz und gar angemessen und in Ordnung halten* — einfach weil ihre Umgebung es auch so hält und sie dabei nicht berauscht werden. Diese Leute sind höchlich erstaunt, wenn nicht empört, falls jemand daherkommt und das «unmässig» findet oder gar von Alkoholismus spricht. Nein, sie liegen nie in der Gosse. Sie wissen, was sich gehört und was sie tun. Sie sind anständige Bürger!

Das sind extreme Verhältnisse, aber sie sind nicht selten, und an ihnen scheitert der landläufige Mässigkeitsbegriff. Denn wenn diese Leute wegen irgendeiner Erkrankung, die nichts mit dem Alkohol zu tun haben braucht, in die klinische Untersuchung kommen, dann findet der Arzt an ihnen eine wahrhaft bedrückende Summe von degenerativen Veränderungen, die allerdings sehr viel mit diesem gewohnheitsmässigen Alkoholismus zu tun haben, Entartungen am Nervensystem, an den innersekretorischen Drüsen, an Stoffwechselorganen und — das schlimmste! — eine ausgesprochene Verengung und Versteifung der (psychischen) Persönlichkeit! Man spricht deshalb vom *rauschlosen Gewohnheits-Alkoholismus,* und diese Art — in allen Graden der Ausbildung — ist heute bei uns sehr viel gewöhnlicher als der alte Rauschmänner-Alkoholismus. Sie beherrscht derart das Feld, dass mehr als die Hälfte aller erwachsenen Männer, die in allgemeine Krankenhäuser kommen, zu ihnen gehören, und zwar zu den schwereren Formen. Die Folgen dieses Alkoholismus zeigen sich schon bei Mengen, die niemand für unmässig halten würde: sie finden sich deutlich ausgeprägt in der zweiten Lebenshälfte bei Leuten, die nur an einen *halben Liter Wein* gewöhnt sind, und es besteht Grund zu der Annahme, dass sie in Vorstufen auch schon bei einem Viertelliter täglich vorhanden sind, eben bei unserem «Gläschen in Ehren».

Nun können wir dagegen halten, dass Menschen, die noch über ihre ganze, ungeschmälerte Widerstands- und Regulationsfähigkeit verfügen, selbst die tollste Alkoholorgie schadlos ertragen können. Der menschliche Organismus ist von einer gütigen Natur im Falle ungeschwächter Vollkonstitution mit einer so reichlichen und vielseitigen Fähigkeit ausgestattet, solche Giftwirkungen wieder gutzumachen, dass er die momentane Störung tatsächlich restlos überwinden kann, ohne dass etwas zurückbleibt. Auch dann, wenn eine bacchantisch ausgelassene und abscheulich endende Alkoholisierung immer etwa wieder stattfindet, im Abstande von Wochen oder Monaten, mag die Wiederherstellung sehr lange Zeit immer wieder vollkommen gelingen, wenn nur die gehörigen Regenerationspausen dazwischen liegen. *Erst die tägliche Wiederholung führt zu degenerativen Veränderungen durch den Alkohol, in dem Masse als Trinkfestigkeit und Gewöhnung eintreten, und sie tut dies, wie wir sahen, schon bei Mengen, die dem, was man «ein Gläschen in Ehren» nennt, entsprechen.*

Nun können wir den Begriff «Mässigkeit» sinnvoller fassen. *Mässig bedeutet, richtig verstanden, «ausnahmsweise», unmässig aber «gewohnheitsweise»,* Tag für Tag», selbt wenn es jedesmal nicht viel ist. Ueberspitzt gesagt: *Die gelegentliche Rauschorgie fällt in Wirklichkeit noch in den Bereich der Mässigkeit, der Weinkrug auf dem Alltagstisch und der Stammtisch des anständigen Bürgers hingegen gehören zur Unmässigkeit.*

Darin darf indessen keine Empfehlung des Rausches verstanden werden; denn da, wo einmal Gewöhnung und Abhängigkeit entstanden sind, gelingt die Befreiung davon praktisch nur auf dem Wege der vollständigen Enthaltung und sind auch gelegentliche Ausnahmen gefährlich. Das bisschen Alkohol, das in dem «Gläschen» enthalten ist, durchbricht allzuleicht den Damm, und alles ist wieder beim alten. Die bei der Gewöhnung entstandenen Veränderungen bestehen unmerklich noch während Monaten und Jahren weiter, um sich bei jeder kleinen Gelegenheit wieder als wirksam zu erweisen, und weichen erst nach langer Zeit. Sodann ist das Beispiel der Enthaltsamkeit von Seiten jener nötig, die zwar nicht abhängig sind, aber die Verantwortung für die Abhängigkeitsnot der Umwelt empfinden.

Gleichwohl ist etwas Richtiges darin, wenn jemand dazu neigt, die Rauschorgie über den entartenden Gewohnheitskonsum zu stellen: Zur Gesundheit und zur Menschwerdung gehört es, dass einer die Fähigkeit pflegt, ausser sich und in einen Rausch zu geraten, in einen Rausch der schöpferischen Tätigkeit, der Weihe, der Selbsthingabe, wofür der Alkoholrausch ein billiger Ersatz ist. Weil wir den echten Rausch zu wenig erleben, brauchen wir den trügerischen Ersatz. Es geht unter anderem darum, die hohe Kunst gelöster Geselligkeit und festlichen Aussersichgeratens auf eine so menschliche und tüchtige Art zu pflegen, dass wir den Alkohol hiefür nicht mehr brauchen.

Wir dürfen nicht erwarten, dass diese für viele etwas unerwartete Umwertung des Mässigkeitsbegriffes, die wir nun vorgenommen haben, ohne weiteres allgemein begrüsst wird; aber sie beruht auf Tatsache und drängt sich auf, und je eher sie verstanden wird, so meine ich, desto grösser dürften die Aussichten werden, im Kampfe gegen die Alkoholnot voranzukommen.

Während Prof. Roch auf Grund seiner klinischen Untersuchungen am Kantonsspital Genf zu derartigen Schlussfolgerungen gekommen ist, gelangte ich, ohne davon zu wissen, von einer ganz anderen Seite her zu denselben Ergebnissen, nämlich durch das Studium eines Zweiges der Geschichte, der noch sehr wenig bekannt ist: der Geschichte und Geographie der Ernährung. Man mag die Antike oder das Mittelalter studieren und wird da immer wieder in den Konsumsitten die früher anscheinend sehr verbreitete Auffassung verankert finden, dass die alkoholischen Getränke den geziemenden Ausnahme-Anlässen zugeordnet sein sollen, aber nicht in den Alltag gehören. Ja man braucht selbst in einer ausgesprochenen Winzerbevölkerung, wie jener des Waadtlandes am Genfersee, nur bis in die Zeit etwa von Schiller zurückzukehren, um das bestätigt zu finden. Zur Zeit Lamartines aber, das heisst etwa 70 Jahre später, hatte sich das von Grund auf geändert. Die in dieser Gegend vorher so beklagten Berauschungsexzesse an Feiertagen waren nicht mehr gebräuchlich, dafür stand der Wein nun auf den Alltagstischen. Mit anderen Worten: der Wein war in der Zwischenzeit *in den Alltag eingebrochen.* Er war zur täglichen Gewohnheit geworden.

Das Gegenstück der wirklichen Mässigkeit ist also die Abhängigkeit vom Genussmittel oder die Sucht. *Sucht* ist auch so ein Wort, das der Prüfung bedarf. Die Oeffentlichkeit neigt dazu, es für die Opiate zu reservieren, weil da ganz unerträgliche Abstinenzerscheinungen auftreten. Aber das ist viel zu eng. Sucht oder, wenn man lieber will, «Süchtigkeit» besteht nach dem Wörterbuch einfach im *Nichtaufhörenkönnen,* im Verlust des Sinnes für das rechtzeitige «Genug». Dieser Drang zum Weiterkonsumieren beginnt aber schon viel früher und zeigt sich bei vielen anderen Dingen. Er ist nichts anderes als die Abhängigkeit, und diese beginnt genau mit der Gewöhnung. Es gibt auch eine Süchtigkeit nach Salzmandeln, wie man weiss. Sagt doch eine scherzhafte Definition: «Charakter ist, wenn man nur eine Salzmandel essen kann.»

Aus: «Ein Gläschen in Ehren.»

Am 18. August feierte *Fräulein Georgine Gerhard,* Basel, ihren 75. Geburtstag. Die Medizinische Fakultät der Universität Basel verlieh ihr an diesem Festtag die Würde eines Ehrendoktors.

Die Uebersetzung der Laudatio lautet:

Fräulein Georgine Gerhard, die während der unseligen Jahre der Verfolgungen vielen in ihrer Heimat bedrängten Kindern durch kluge Umsicht die Aufnahme in der Schweiz ermöglicht hat und für die Erziehung dieser Unglücklichen mit nie erlahmender Hingabe besorgt gewesen ist; die dadurch, dass sie in tapferem Kampfe gegen alle wiederstrebenden Kräfte die Menschlichkeit verteidigte, nicht nur sich selber reiche Anerkennung für ihr vorbildliches Verhalten erworben hat, sondern auch die Ehre unseres Vaterlandes bedeutend förderte; die bei der Fürsorge für diese Kinder in christlicher Liebe und tätigem Mitgefühl gleichermassen die Aufgaben einer Mutter und einer Aerztin hervorragend erfüllt hat.

Der Schweizerische Bund Abstinenter Frauen, insbesondere die Ortsgruppe Basel, freuen sich der Ehre die ihrer verehrten Bundesschwester zuteil wurde. Mit grosser Dankbarkeit gedenken wir ihrer Mitarbeit und wünschen ihr für die kommenden Jahre die Erfüllung des Wortes: «Wie deine Tage, so deine Kraft.»

J. V. M.

Die Illustrierte «Gesundes Volk» 1961

Angeregt durch den grossen Erfolg und die vielen zustimmenden Meinungsäusserungen, denen die anlässlich der gesamtschweizerischen Aktion «Gesundes Volk» im Jahre 1956 herausgegebene Illustrierte begegnet ist, haben die gleichen Kreise, welche jene Aktion durchführten, beschlossen, in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus für den Herbst 1961 erneut eine solche Illustrierte zu schaffen und ihr im gesamten Schweizervolk eine möglichst weite Verbreitung zu sichern.

Ziel: Es wird die Wichtigkeit der körperlichen, seelischen und geistigen Gesundheit des Schweizervolkes gezeigt und es wird auf die Schäden hingewiesen, welche dieser Gesundheit neben anderen Bedrohungen auch durch den Alkoholmissbrauch erwachsen können. Anhand von praktischen und aktuellen Beispielen und in möglichst positiver Grundhaltung wird eine gesunde, moderne Lebensführung angestrebt.

Die Verbreitung erfolgt durch kantonale Organisationen. In den meisten Kantonen übernehmen die kantonalen Abstinentenverbände diese Aufgabe.

An unsere Ortsgruppen

Ich möchte die Vorstände unserer Ortsgruppen eindringlich auf obige Mitteilungen des Schweiz. Beirates hinweisen und sie bitten, sich nach Kräften dafür einzusetzen, dass diese «Illustrierte» in möglichst viele Häuser und Familien gelangt. Für den Ankauf und den Verkauf setzen Sie sich bitte mit dem Abstinentenverband Ihres Kantons in Verbindung, damit Ueberschneidungen und Doppelspurigkeiten vermieden werden.

Der Ankaufspreis ist 15 Rappen. Es wäre gut, wenn bei Firmen und sonstigen Vereinigungen eine grössere Zahl zu 30 Rappen verkauft werden könnte; dies würde erlauben, den erzielten Gewinn zur Gratisabgabe zu verwenden.

J. V. M.

Mit der freundlichen Erlaubnis der Verfasserin Anna Kull-Oettli und des Verlages A. Francke AG., Bern, bringen wir unsern Leserinnen die Lebensgeschichte der Gründerin des Weltbundes der christlichen abstinenten Frauen, Frances Willard.

Anna Kull-Oettli

Frank erweckt Amerika

Leben und Werk von Frances Willard

Verlag A. Francke AG., Bern 1939
Copyright by A. Francke A. G. Verlag, Bern

Die gewaltige Kuppel des Kapitols in Washington überwölbt die Ruhmeshalle der Vereinigten Staaten von Amerika. In Marmor und Bronze sind hier die bedeutendsten Persönlichkeiten der Union verewigt. Jeder Staat hat das Recht, zweien seiner Landsleute ein Denkmal zu errichten. Unter den vielen Statuen fällt eine auf: die einzige, die eine Frau darstellt. Eine zarte, gewinnende Frauengestalt in Rednerstellung stützt eine Hand leicht auf ein Pult, in der andern, gesenkten, hält sie ein Manuskript. Diese Frau, deren Denkmal hier neben dem von George Washington, dem ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, steht, ist Frances Elisabeth Willard die Kämpferin für «Gott, Heim und Vaterland». Frances Willard ist Amerikas bekannteste und beliebteste Frau des neunzehnten Jahrhunderts, die Gründerin und Leiterin der grössten und umfassendsten Frauenorganisation der Welt.

Im September 1939 jährt sich der Geburtstag von Frances E. Willard zum hundertsten Mal. Ganz Amerika wird diesen Tag feiern und der grössten Tochter des Landes gedenken. Was ist diese Frau der Gegenwart, was ist sie uns? Viele Postulate, für die sie schon im letzten Jahrhundert eingetreten ist und denen sie in Amerika in einem Leben reicher Arbeit zum Sieg verholfen hat, sind bei uns heute noch nicht verwirklicht. Doch war sie nicht nur eine unermüdliche Arbeiterin, sie ist uns auch als gütiger, reiner Mensch ein leuchtendes Vorbild. Nicht nur ihr scharfer Verstand hat sie berühmt gemacht, sondern ebenso sehr ihre hilfreiche, tatkräftige und einsatzbereite Liebe und ihr bergeversetzender Glaube an das Gute, die uns gerade heute so not tun.

Ich habe versucht, ihr Leben und ihr Werk auf ein paar Seiten darzustellen. Diese Beschränkung ist mir schwergefallen, da ihr Leben so unendlich reich war. Es wäre leichter gewesen, mehr zu erzählen.

Bolligen, im Januar 1939.

Anna Kull-Oettli

Kindheit und Jugend

Frances Elisabeth Willard wurde am 28. September 1839 in Churchville im Staate New York geboren. Damals waren die Vereinigten Staaten von Amerika noch eine recht junge Nation. Der Westen war unwirtlich und unbebaut und im Süden herrschte die Sklaverei. Frances wuchs ohne Schule und ohne festgefügte Gesellschaftsformen in der neuen, nach Westen vorstossenden Zivilisation heran. Dafür sprang aber von den Pionieren ein Funken des hoffnungsvollen, vorwärtsstrebenden Geistes, der Abenteuerlust und des Hanges zu einem gesunden, natürlichen Leben auf sie über. Und dieser Funke glühte ihr Leben lang in ihrer Seele, erhielt sie jung, frisch und natürlich und liess sie die Führerin ihres Volkes werden.

Ihre Eltern stammten aus alten englischen Puritanerfamilien die sich im 17. Jahrhundert im Osten niederliessen und trotz eines einfachen, ländlichen Lebens zu einer guten allgemeinen Bildung und zu Ansehen gelangten. Seit vielen Generationen waren die Willards und die Hills treue, erfolgreiche Bürger, die ehrlich und furchtlos lebten, eine Gemeinschaft mit streng demokratischen Ideen verwirklichend. Sie sandten ihre Söhne und Töchter aus, sich weiter westwärts niederzulassen, um dort die Tradition der Unabhängigkeit und des Mutes, in welcher sie aufgewachsen waren, weiterzupflegen.

Vor 1820 bestand der westliche Teil des Staates New York weitgehend aus unbebautem, waldigem Gebiet. In dieser Wildnis liessen sich fast zur gleichen Zeit Oliver Willard und John Hill, Frances' Grosseltern nieder. Sie bauten sich nicht weit auseinander ihre Blockhäuser. Zu dieser Zeit gab es noch keine Schule und keine Kirche in der Gegend. Aber ein Schulhaus wurde bald erbaut, denn Bildung, das war etwas, wonach alle Pioniere strebten. Sie wussten, was man für die Erziehung der Kinder in den bevölkerten Gegenden, aus denen sie kamen, tat, und gaben sich rührende Mühe, ihre Kinder auch in der Wildnis nicht zu kurz kommen zu lassen. Marie Hill, Frances' Mutter, wurde mit 15 Jahren die erste Lehrerin. Wichtig war in diesen einsamen Gemeinschaften auch die Religion, denn sie verkörperte das geistige Leben, das ihnen gemeinsam war und das sie verband. Mit der Politik kam man nur einmal in der Woche, wenn die Post mit den Zeitungen eintraf, in Berührung. So redete man untereinander viel öfter über das jenseitige als über das diesseitige Leben.

Im Jahre 1831 heiratete Josua Willard, ein Sohn Olivers, ein geistreicher, willensstarker, tief religiöser, schöner Mann, Marie Hill. Das Paar bekam einen Sohn, Oliver, und zwei Töchter, Frances und Marie. Im Jahre 1841 zog die Familie — ihrem Drang nach Weiterbildung folgend — nach Oberlin im Staate Ohio. In Oberlin war damals die einzige Universität, die Männer und Frauen aufnahm. Fünf Jahre lang arbeitete Vater Willard fleissig und ernsthaft in der Hoffnung, ein Diener Gottes werden zu können. Leider brach seine Gesundheit zusammen. Ein einfaches Leben in guter Landluft war geboten. So sehen wir die Familie zum zweitenmal aufbrechen.

Es ist im Jahre 1846. In drei geräumigen, mit weissem Segeltuch gedeckten Planwagen fährt die Familie Willard mit ihrem Hab und Gut, wie zu dieser Zeit so viele andere Amerikaner, weiter gegen Westen, um sich in der endlosen Prärie eine neue Heimat zu suchen. Voran geht der Vater. Die Rosse des zweiten Wagens lenkt stolz der kleine Sohn Oliver. Er ist stolz auf die grosse Verantwortung, die er zu tragen hat, und gibt sich alle Mühe, den Wagen richtig über die einsamen Prärievege, durch die Wälder und über die holprigen Knüppelwege in den Sümpfen zu bringen. Die Mutter thront mit ihren beiden kleinen Mädchen auf dem letzten Wagen. Sie fahren am Rande des Michigansees durch ein kleines Dorf in einer sumpfigen Gegend. Weder Frances noch ihre Eltern ahnen, dass hier in dreissig Janren die grosse Stadt Chicago stehen werde, in der Frances, einem Franz von Assisi gleich, unter den Aermsten der Armen ihr bedeutendes Lebenswerk beginnen wird.

(Fortsetzung folgt)

Unsere Kinder wählen ihre Freunde

Es ist in den letzten Jahren viel über die sexuelle Aufklärung unserer Kinder geschrieben worden. Das ist gewiss auch heute noch nötig und wertvoll, sofern es mit Takt und Aufgeschlossenheit geschieht. Wenn wir aber die Verfehlungen unserer Jugendlichen und Erwachsenen im Hinblick auf das andere Geschlecht näher beleuchten, so will uns scheinen, es gäbe in unserer Erziehung noch eine Sparte, die viel dringender beleuchtet werden sollte: die Partnerwahl unter Berücksichtigung der psychischen und moralischen, der körperlichen und geistigen Gesundheit!

Hier ist seit jeher viel gesündigt worden, und es ist erstaunlich zu sehen, dass selbst sehr aufgeschlossene und gebildete Eltern kaum etwas dazu beitragen, die Partnerwahl ihrer Kinder durch eine systematische Erziehung in genetischen Fragen frühzeitig zu beeinflussen.

Wenn dann ein junger Mann oder ein schulentlassenes Mädchen plötzlich mit einem Freund daherkommt, der in keiner Weise zum Bild passt, das man sich von ihm (oder ihr) gemacht hat, dann bricht der Sturm im Elternhaus los, und mit Strafandrohung, Zwang und Härte wird versucht, das Versäumte nachzuholen. Trotz und Angst sind aber immer schon schlechte Ratgeber bei der Auswahl von Ehepartnern gewesen. Und manches junge Mädchen hat eine unglückliche Bindung nur darum legitimiert, weil es von seinen erbosten Eltern in die Enge getrieben wurde. Gar nicht zu reden von den vielen Jungen, allzu Jungen, die durch eine unerwartete Schwangerschaft unters Ehejoch gepresst wurden, bevor sie sich nur halbwegs zu irgendwelcher Verantwortlichkeit erzogen sahen.

Die Gattenwahl

Wenn man alle Faktoren überdenkt, die zu einer guten Ehe wünschbar sind, dann scheint es eine ausserordentlich schwierige Aufgabe zu sein, den richtigen Partner auszuwählen. Glücklicherweise haben wir im Innersten meist ein richtiges Gefühl, wenn wir verstehen, sowohl der momentanen Verliebtheit als den allzu klugen Vernunftsgründen zu widerstehen. «Liebe auf den ersten Blick» genügt nicht; sie sieht nur einen Aspekt der Person, dazu erst noch mit allerhand Projektionen, und ist nicht von langer Dauer. Auch reine Vernunftehen aus Gründen der Familie, des Berufes, der gemeinsamen Interessen sind abzulehnen, wenn sie gegen das erotische Gefühl gehen. Man sieht aber häufig «vernünftig» geschlossene Ehen, in denen das erotische Gefühl nachträglich wächst und die sehr gute Ehen werden.

Was können die heutigen Erzieher tun, damit die Jugendlichen, wenn sie erst einmal die zweite Phase der Pubertät hinter sich haben, keine Beschlüsse fassen, die ihr ganzes künftiges Leben beeinträchtigen können?

Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: Sie müssen ihre Kinder über Jahre hinaus, am besten schon von den allerersten Lebenstagen an, zu einer gesunden und sauberen Lebensauffassung erziehen. Natürlich werden jetzt die meisten Eltern sagen, dass sie das täglich und stündlich bereits tun. Aber sie vergessen, wieviele Fehler alle Erzieher sich zuschulden kommen lassen. Sie vergessen ihre eigenen Schwächen und Nachlässigkeiten, ihre oft grosszügige Auslegung von ethischen und moralischen Fragen und nicht zulezt die Schamlosigkeit, in der sich in vielen Ehen und freien Bindungen heute die sogenannte «Liebe» abspielt. Kinder haben feine Ohren und klare Augen; ihnen entgeht nicht so leicht etwas. Und selbst das Kleinkind, das verstandesmässig noch kaum etwas erfasst, nimmt Bilder in sich auf, die später sehr schädigend wirken können.

Erziehung zur Sauberkeit meint aber nicht nur die Vermeidung von schmutzigen Redensarten, die Kommentierung mancher menschlichen Abart, sie meint auch schlicht und einfach Gewöhnung an eine bis ins Pedantische grenzende Hygiene an sich, seinen Kleidern, seiner Wohnstätte und seiner Umgebung. Ein Knabe, der sich täglich gründlich zu waschen gewohnt ist, der einen Horror vor körperlichem Schmutz hat, wird nicht so leicht einer schmutzigen und unhygienischen Frau ins Zimmer folgen. Und ein Mädchen, das an seiner Mutter und seinem Vater ein dauerndes Vorbild an innerer und äusserlicher Sauberkeit hatte, wird sich gegen jede plumpe Vertraulichkeit eines Dritten zu wehren wissen.

Binsenweisheiten? Wohl möglich, aber nie genug betont, nie genug vorgelebt!

Erbfaktoren

Aber auch die sorgfältigste Erziehung kann manchmal ein enttäuschendes Ergebnis haben. Betrübte Eltern pflegen zu erklären, dass sie alles getan hätten, was nur in ihrer Macht stand. Wie darf man in solchen Fällen behaupten, dass es auf nichts anderes ankomme als auf die Beziehung zwischen dem Kind und seinen Eltern?

Die Antwort lautet natürlich, dass eine richtige Erziehung zwar von überragender Bedeutung ist, ohne jedoch der einzige Faktor zur Bewältigung des Lebens zu sein. Auch unsere Kinder sind schliesslich das Produkt einer Vererbung, die wir nicht voraussehen können und die kaum mess- und erkennbar ist, bis sich eines Tages diese oder jene Eigenschaften besonders manifestieren.

Ob wir träge sind oder temperamentvoll, ehrlich oder mehr phantastisch, das kann ebenso von der Umgebung abhängen wie von unserer Seele, von innensekretorischen Drüsen oder von unserer psychischen Ausrüstung. Auch unser Intelligenzquotient ist wahrscheinlich ererbt. Wir haben keinen Grund zur Annahme, dass die heutigen Menschen intelligenter sind als ihre Vorfahren, aber wir dürfen auch nicht jene verurteilen, die ein gewisses Minimum nicht zu überschreiten vermögen.

Mag es auch unglaublich erscheinen: Wir sind zum Teil, was wir sind, weil in den beiden winzigen Zellen, aus denen jeder von uns sich entwickelt hat, gewisse mikroskopisch kleine Teilchen, die Gene, vorhanden waren. Aus Millionen Samenzellen dringt gerade eine und nur eine in das Ei ein; jede andere hätte ein anderes Individuum, mit anderer Begabung und anderer Eigenart, gezeugt. (Dr. med. Eustace Chesser.)

Unter diesem Aspekt gesehen, scheint die Vererbung dem Schicksal gleich zu sein und unser Leben im voraus zu planen. Die Wahrheit ist aber nicht so einfach. Jede Analogie zwischen dem Menschen und der Maschine führt irre. Wären wir passive Opfer der Vorausbestimmung, so wären wir für unsere Handlungen nicht verantwortlich, und die Ethik würde sinnlos. Es ist das Verdienst des bekannten ungarischen Psychologen Professor Szondi, dass er uns mit seinen zwar komplizierten, aber sehr einleuchtenden Testen den Weg gezeigt hat, das aufzudecken, was der Mensch an Möglichkeiten seiner Gene mit auf den Weg bekommen hat. Die Wahl bleibt ihm offen, aus seinen Talenten und Eigenschaften Gutes und Böses, Frohes und Trübes auszuschöpfen und zum Bild seines Daseins zusammenzusetzen.

Wer das weiss — und eigentlich müssten sich alle Eltern mit diesen Erbfragen auseinandersetzen —, wird keine Angst vor der Zukunft seiner schwierigen Kinder haben. Es sind uns allen Gaben mancherlei Farbe zur Wahl freigestellt. Was wir aus ihnen machen, hängt weitgehend vom Vorbild unserer Umgebung ab. Vom Wunschdenken unserer Eltern. Vom Geist der Kinderstube.

Uebertragen auf die Partnerwahl heisst das, dass wir als Erzieher in erster Linie darum bemüht sein sollten, unsere Kinder richtig kennenzulernen. Und was sind wir meist für lächerliche Figuren, wenn wir von unsern Zweijährigen überzeugt sind, künftige Dichter und Wissenschafter, Helden und Künstler zu sehen. Schlimmer noch ist es um jene Jugendlichen bestellt, die von ihren nicht arrivierten Eltern in ein Berufsbild hineingepresst wurden, das eigentlich das Ziel der Väter oder Mütter hätte sein sollen. Wie mancher Erzieher will, dass sein Junge studiert, nur weil er selber nicht dazu gekommen ist. Wie manche dumme Mutter füllt den Kopf ihrer heranwachsenden Tochter mit Ideen über Akademiker, Offiziere und einzige Söhne. Als ob alle diese Attribute etwas vom Charakter, vom Wesen, Herz und Geist des künftigen Partners verrieten!

Kein Wunder, dass so viele Ehen schlecht enden. Die Erziehung zur richtigen Partnerwahl liegt bei uns auf einer ganz falschen Ebene: Der blanke Materialismus unserer Zeit zeigt sich nirgends nackter und beschämender als in den Ratschlägen der meisten Mütter.

Ein Rezept?

Nein, billige Vorschriften, wie man es anders und besser machen könnte, gibt es nicht. Jeder junge Mensch ist wieder vom andern verschieden. Eines ist sicher: Wenn wir ihn erst dann zu beeinflussen versuchen, wenn er bereits hinter dem andern Geschlecht her ist, haben wir das Recht auf eine Mitsprache verloren. Mütter und Väter, die die Partnerwahl ihrer Kinder wirklich im guten beeinflussen möchten, tun das ohne Berechnung und ganz sicher ohne Rücksicht auf Geld und Reichtum, lange bevor das Kind flügge wird. Wir haben die *Erziehung zur Hygiene* als ersten Punkt genannt. Der zweite gehört beinahe dazu: er ist *die Aufklärung über körperliche und seelische Krankheiten.* Nicht als abschreckendes Beispiel, aber als Wissensstoff, der vor manch böser Ueberraschung warnen kann. Sodann verlangt unsere aufgeschlossene Jugend das Recht, auch in die weitschichtigen *Wissensgebiete der modernen Psychologie* eingeführt zu werden. Und wir verargen es ihr nicht, wenn sie mit grösserer Aufgeschlossenheit — und doch mit gesunder Skepsis — an Testfragen herangeht, die uns Aeltere noch reichlich verworren dünkten.

Wir wollen nicht dem amerikanischen Zug zur Psychoanalyse das Wort reden. Ein gesunder Verstand, ein sauberes, gradliniges Denken sind uns auch heute noch lieber als alle ausgeduftelten psychologischen Hintergründe. Hingegen gibt es Fälle im Leben, wo der Mensch mit seinem Denken und seinen Gefühlen an einem Berg angekommen ist. Das Herz meint zwar Ja zu seiner Partnerwahl, das Gewissen aber regt sich unzweideutig dagegen. In solchen Fällen meinen wir, helfen die Ratschläge von Freunden und Eltern wenig. Kein Mensch ist so uneigennützig, dass er sich nicht in dieser oder jener Richtung beeinflussen liesse. Die Wahl des Ehepartners aber ist eine Wahl fürs Leben. Nicht nur für sich selbst, auch für die noch ungeborenen Kinder und Kindeskinder!

Hier meinen wir, sollten wir vermehrt den Arzt und Helfer aufsuchen. Wer heiraten will, sollte sich und seinen Partner ganz gründlich auf alle verborgenen Schwächen und Gefahren untersuchen lassen. Der zweite Weg aber sollte ihn zum erfahrenen (und diplomierten!) Psychologen führen, der auf Grund seiner tiefenpsychologischen Teste an einem einzigen Nachmittag mehr aus einem Menschen herausholt, als einem ein Jahrzehnt des Zusammenlebens erschliessen könnte.

So gerüstet, ethisch und moralisch sauber erzogen und alle verborgenen Erbschäden ausgeschlossen, ist ein Paar bereit, mit Gottes und seiner Mitmenschen Hilfe ein wertvolles Glied der Gemeinde und ein gesunder Grundstock für eine starke und gute Familie zu werden.

Natürlich werden sich viele Junge über so viele ernste Forderungen entrüsten. Sie spüren die Grösse der Liebe, die heisse Welle des Geben- und Nehmenwollens. Indessen täuscht auch die heiligste Flamme der Verliebtheit niemanden über die immer höher werdenden Scheidungsziffern hinweg, die in so vielen Häusern unglückliche Menschen, verlorene Kinder und weinende Mütter zurückgelassen haben. Am Unglück der andern wollen wir wenigstens lernen, es anders und besser zu machen. Und am Leid der Hinterbliebenen, der entwurzelten Kinder vor allem, erkennen, dass die Gründung einer Familie nicht Sache der Einzelnen, sondern des ganzen Volkes ist.

e. fa.

Sah ein Knab ein Röslein stehn...

Es gibt viele Röslein und viele Knaben auf der Welt, und alle Tage geschieht es, dass so ein Knab irgendwo ein Röslein stehen sieht, ohne dass er gleich hinläuft, es pflückt und sich dabei sticht. Das Röslein von Goethe muss wohl ein ganz besonderes Röslein gewesen sein, und der Knabe war wohl auch ein besonderer Knabe, sonst hätte das Schicksal sich ihrer nicht so eingehend angenommen.

Was war es wohl, das diesen Knaben die Blicke auf dieses eine Röslein lenken hiess, wo doch die ganze Heide voller Röslein stand, wo es ringsum blühte und duftete und leuchtete und alle Büsche schwer von Rosen standen, wo die Fülle das Herz verwirren und die Augen überfliessen lassen musste? «War so jung und morgenschön», fand der Knabe, und weiter wusste er auch nichts zu sagen, und uns Aussenstehende stimmt diese karge Charakterisierung noch nachdenklicher.

Ja, warum hat denn dieser Knabe gerade jenes Röslein erwählt? Diese Frage geht uns nicht aus dem Sinn, sie taucht ja so oft auch im Alltag auf, wenn wir uns fragen, weshalb ein Mann gerade jene Frau und nicht eine andere (sympatischere, freundlichere, hübschere, reichere) zu seiner Gefährtin gemacht, warum dieses Mädchen jenen Burschen erwählt, warum bestimmte Menschen Freunde oder Freundinnen geworden sind.

Eine geheime Kraft scheint am Werk zu sein, die Menschen zusammenführt oder trennt, etwas Schicksalhaftes, dem wir im Augenblick gehorchen, das wir aber nicht zu durchschauen vermögen, sondern erst viel später in der Rückschau als «unsern» Weg erkennen.

Dem Geheimnis der Begegnung zweier Menschen, dem Wunder der Liebe werden wir wohl nie völlig auf die Spur kommen, immer bleibt ein Undurchschaubares bestehen. Eines aber ist sicher: eine echte Begegnung vermag ein Menschenleben von Grund auf umzugestalten, umzukrempeln, wie ein alter Hut umgekrempelt wird, so dass, was in der Tiefe ruhte, nun an die Oberfläche tritt und der wahre Mensch sich zu verwirklichen beginnt —, im Guten wie im Bösen.

RST

Das Geheimnis der Schicksalsbegegnung ist unergründlich

Was mich im Laufe meines ganzen Lebens vielleicht am meisten gewundert hat, das ist, bis zu welchem Grad die Liebe unverwundbar, unzerstörbar ist. Sie kann die unsinnigsten, durch Minen und Sprengstoffe gefährdeten Wege durchlaufen, man kann sie zerreissen, foltern, sie über die demütigendsten Pfade zerren, sie wird immer da sein, unversehrt und rein, unter den Lumpen, mit denen das Leben sie behängt. *Misia Sert*

Schicksalsanalyse

Szondi, der ungarische Erbforscher und Psychiater, hat die Rolle der Gene im Ablauf des menschlichen Lebens untersucht und erkannt, dass die Partnerwahl nicht zufällig geschieht, sondern schicksalhaft von bestimmten Erbelementen bestimmt ist, von den Genen. An Hunderten von Stammbäumen gesunder und kranker Menschen hat er immer wieder die Fragen erprobt: warum hat der Betreffende gerade den — und keinen andern — Ehepartner, Freund, Beruf erwählt, und welches sind die Gentendenzen, die Freunde und Eheleute zusammenführen wie eine «verborgene Hand», die schicksalhaft das Leben der Menschen leitet? Darüber sagt er folgendes:

«Das Leben des Individuums beginnt nach der genotropistischen Schicksalslehre noch vor der Kopulation der Geschlechtszellen. Vom Gesichtspunkt der Geschlechtszellen betrachtet sind wir, angehende menschliche Wesen, am Anfang nur eine Art latente Gen-Zwitterwesen' in den Keimzellen unserer künftigen Eltern. Die erste Manifestation unseres latenten Gen-Lebens besteht darin, dass wir zwei Menschen zusammenführen, damit sie uns zeugen und empfangen. Zu diesem Zwecke wählen wir gerade die beiden Menschen aus, in deren Keimzellen wir in der Form identischer oder verwandter Gene leben. Deshalb spricht die genetische Schicksalslehre bildlich von einer ‚Elternwahl'.»

Aus dem Embryo wird das Neugeborene, aus diesem der Säugling und aus dem Säugling das Kleinkind. (Dann erst können wir sehen, wie das Individuum «eine Krankheit wählt».) Bald wird das Kind in die erste menschliche Gemeinschaft, die Familie einbezogen. Hier muss es sich wieder einen Blutsverwandten wählen, an den es sich besonders stark bindet, der das Objekt seiner Zärtlichkeit, seine seelische Stütze oder das Sinnbild, die Imago seines späteren Lebens sein soll. Diese «Wahl des Blutsverwandten» trifft zuerst die Mutter oder den Vater, eventuell den Bruder, die Schwester, einen Onkel, eine Tante, manchmal einen Vetter. Das Kleinkind wählt denjenigen Blutsverwandten — vielfach für ein ganzes Leben — als sein Imago, der mit ihm am meisten genverwandt ist. Dann kommt die Schule und mit ihr die Wahl der Freunde. Wir haben nachgewiesen, dass auch die Freundeswahl das Werk der uns innewohnenden dynamischen Gene ist. Wir wachsen auf und treten einen Beruf an. Die Berufswahl ist eine der wichtigsten und gefährlichsten Wendungen unseres Schicksals. Wir haben den Nachweis erbracht, dass sie ebenfalls von den genotropistischen Kräften bestimmt wird. So werden wir reife Frauen, und die Zeit ist da, wo wir uns einen Liebes- und Ehepartner wählen. Das Schicksal unserer Eltern wiederholt sich ans uns und in uns; nun ist es die genische Anziehungskraft unserer zu gebärenden Kinder ihr «gametaler Genotropismus», der unsere Wahl lenkt. Genotrope Kräfte entscheiden auch, zu welchem unserer Kinder wir uns am meisten hingezogen fühlen. — Allmählich beginnt die Periode der Krankheiten, und wir werden langsam alt. Unser ganzes Leben ist ein ununterbrochenes Marschieren durch Krankheiten gegen den Tod hin. Aber wann und mit welcher Todesart wir diese Welt verlassen, ist wieder in dem mitgebrachten genischen Fahrplan als die Ankunft bei der Endstation vorgeschrieben.

Eltern-, Verwandten-, Freundes-, Gatten-, Berufs-, Krankheits- und Todeswahl sind die schicksalsschweren Stationen im Leben des einzelnen. Viele Menschen sagen: «Ich» wähle; die Schicksalsanalyse ist zu einer anderen Formulierung gekommen: Nicht «ich» wähle, sondern die latenten Gene wählen in mir; oder mit anderen Worten: es sind die primären Triebkräfte, die in mir wählen. Diese Urkräfte bewahren wir in der Form von Urelementen, von Genen, in uns, mit jedem dieser Gene will ein Ahne von uns «zurückkehren»; die Ahnen wählen in uns und für uns. In letzter Analyse werden also unsere Wahlen von unseren Ahnen gelenkt, den Ahnen, von denen wir abstammen und die latent in uns fortleben. Der Wille unserer Ahnen setzt sich auch dann durch, wenn wir zur Welt kommen, wenn wir uns Liebespartner, Freunde oder einen Beruf wählen, wenn wir uns Krankheiten zuziehen und wenn wir sterben.

Man könnte hier einwenden, dass wir eine Art Fatalismus in einem modernen «genischen» Gewande anbieten. Das ist in einem gewissen Sinne wahr, aber nicht aufs Ganze gesehen. Es ist insofern wahr, als der Erbkreis, innerhalb dessen wir Ehepartner, Freunde, Beruf, Krankheit und Tod «wählen», auf genischer Grundlage vorherbestimmt ist. Der Spielraum für die Wahl ist also wirklich schicksalhaft für jeden so im voraus beschränkt, wie es im ererbten Lebensplan festgesetzt ist. Es ist aber nur der Bereich, innerhalb dessen wir zu wählen haben, determiniert. Der Durchmesser des uns vorgeschriebenen Triebkreises ist jedoch sehr gross, und innerhalb dieses Kreises ist unsere Wahl frei.

Also nicht wir wählen, das geheimnisvolle «Es» wählt in uns, die Hand des Schicksals, die unseren Lebensweg zeichnet, in uns den einmaligen Stempel unserer Persönlichkeit aufdrückt und uns am Ende als die entlässt, die zu werden wir auf diese Welt gekommen sind. Heisst das nicht uns versöhnen mit allem, was an uns und in uns geschieht? Unsere Wahl ist unser Schicksal, Irrtum unmöglich. -gg-

«Ich habe noch nie etwas verboten»

Eine glückliche Schwiegermutter erzählt

Meine Kinder lernten sehr zeitig selbständig und logisch denken. Wenn meine Tochter so früh, mit noch nicht zwanzig Jahren, ihren Lebensgefährten gefunden hat, so glaube ich, ist das Beweis dafür, dass ich trotz schwerem eigenem Erleben ihr nicht den Glauben an das Glück geraubt habe. Sie hat nicht kopflos und überstürzt sich dafür entschieden, sie hat in Ruhe und Einkehr nachgedacht und sich geprüft. In Anmut und Vertrauen leuchteten ihre Augen in zunehmendem Masse während der einjährigen Brautzeit.

Nicht unterlassen möchte ich das Bekenntnis, dass ich viel mit den Kindern gebetet habe und dass ich jeden Abend dankbar war und noch heute bin für den gut verlaufenen Tag. Meinen Kindern hoffe ich die Ueberzeugung auf den Weg zu geben, dass wir als grosses Glück anerkennen müssen, wenn kein Unglück uns trifft.

Verboten habe ich nie etwas. Ich hätte keine Möglichkeit gehabt, das Einhalten des Verbotes zu kontrollieren. «Besseres bieten» war stets mein Prinzip — und reden über Unstimmigkeiten — reden über Zurechtweisungen!

Natürlich gab es viele Probleme. Was ist zu tun, wenn die Fünfzehnjährige aus ihrem welschen Ferienort schreibt, sie sei einem herrlichen Mann begegnet, den sie wieder treffen werde. Die «Ferientante» dürfe aber nichts davon wissen, er sei Oesterreicher und arbeite als Kellner in einem Hotel. Er sei wunderbar und «goldrichtig». Können Sie sich die schlaflose Nacht vorstellen? Verbieten? Heimbeordern? Ich setzte mich vorerst sofort mit den Ferieneltern in Verbindung, um sie zu fragen, ob sie meiner Tochter ermöglichen würden, die Umgebung kennenzulernen. Mit Freude arrangierten sie einen zweitägigen Aufenthalt in einem alten Grenzdörfchen. Interessant und romantisch, bei einer Fa-

milie mit jungen Leuten. Kein Mensch erfuhr, warum ich das inszenierte. Mir ging es darum, neue Eindrücke auf das Kind wirken zu lassen und damit Zeit zu gewinnen. Als meine Tochter drei Wochen später nach Hause kam, eröffnete sie mir, dass «er» sie besuchen werde. Nichts war mir lieber als das. Ich liess ihn zum Mittagessen einladen. In seiner Gegenwart behandelte ich meine Tochter betont als Kind. Es war eine eigentümliche Stimmung: ich fühlte förmlich, wie die Ernüchterung über mein Mädchen kam, und als der junge Mann — übrigens sehr bald nach dem Essen — sich verabschiedete, erklärte mein Kind, es sei merkwürdig, aber jetzt — in unserer Stube und bei mir habe «er» ganz fremd gewirkt. Sie möchte ihm nicht mehr begegnen. Sie schrieben sich wohl noch ein oder zwei Mal.

Ein Jahr später — als meine Tochter auswärts fahren musste, um ihre Berufslehre zu absolvieren, lernte sie im Zug einen jungen Mann kennen, das heisst, sie sprachen wohl zusammen. — Eines Abends frug sie, ob sie mit eben diesem Mann ausgehen dürfte? Nein, wie wisse nicht, wer er sei — auch nicht woher. — Ich hatte nicht Zeit, lange zu überlegen, also musste ich mit ihr sprechen. Natürlich könne sie ausgehen. Sie müsse sich nur klar seir darüber, dass sie keine Ahnung habe, wie er sich benehmen werde. Vielleicht sei er gewohnt, Alkohol zu trinken, vielleicht habe er «lustige» Freunde, die er in einem «lauten» Restaurant treffe. Wenn sie das riskieren wolle, so sei das ihre Sache, aber vielleicht würde sie besser noch ein wenig warten mit dem Ausgehen. — Es kam nicht dazu, sie entdeckte nun allerlei und zog bald vor, in einem andern Bahnabteil zu reisen. Unnötig zu sagen, dass ich in jenem Sommer jeden schönen Abend benützte, um meinem Kind «etwas zu bieten», allein oder zusammen mit ihrem Bruder oder ihrer Freundin. Sie sollte nicht allein sein. So konnten Klippen immer umgangen werden.

Die Bekanntschaft mit ihrem Gatten machte sie bei Bekannten. Er fand bei der ersten Begegnung, dass es sich lohnen würde, das «einfache, frohgemute, fröhliche und so klar denkende und frei urteilende Mädchen» näher kennenzulernen. — Meine Tochter ihrerseits fand, es sei jede Stunde gewonnen, die sie mit diesem Mann verbringen könne. Er wisse soviel und sei trotzdem nicht überheblich. Er nehme sie ernst und sei ihr doch weit überlegen. Da es meine Ueberzeugung ist, dass jedes Menschenkind einen «Mit-Menschen» braucht, den es lieben und dem es vertrauen kann, bin ich glücklich und dankbar über das gütige Schicksal, das meinem Kind den ihm gemässen Partner schenkte.

H. H.

Gnädigster Herr Landvogt!

Das war also die Schaffnerin des Herrn Obristen, mit welcher er sich ins reine setzen musste, wenn er die fünf alten Flammen an seinem Herd vereinigen und leuchten lassen wollte.

Als er in den Schlosshof tritt und vom Pferde stieg, hörte er sie eben in der Küche gewittern, weil die Hunde im Stall heulten und eine Magd versäumt hatte, densleben das Abendfutter abzubrühen. Das ist keine günstige Zeit!, dachte er und liess sich kleinlaut in seinem Lehnstuhl nieder, um sein Nachtessen einzunehmen, während die Wirtschafterin ihm mit wetterleuchtender Laune vortrug, was sich alles während des Tages ereignet habe. Er schenkte ihr ein Glas Burgunder ein, den sie liebte, von dem sie aber nur trank, wenn der Herr sie dazu einlud, obgleich sie die Kellerschlüssel führte. Das milderte schon etwas ihren Groll. Dann nahm er das Waldhorn von der Wand und blies eine ihrer Lieblingsweisen auf den Greifensee hinaus.

«Frau Marianne!» sagte er hierauf, «wollt Ihr mir nicht das andere Lied singen, wie heisst's:

Wer die seligen Fräulein hat gesehn
Hoch oben im Abendschein,
Seine Seele kann nicht scheiden gehn,
Als über den Geisterstein!
Ade, ade, ihr Schwestern traut,
Mein Leib schläft unten im stillen Kraut!»

Sogleich sang sie das Lied mit allen Strophen, die auf verschiedene Gegenstände übersprangen, aber alle eine gleichmässige Sehnsucht, ein Gewisses wiederzusehen, ausdrückten. Sie wurde von der einfachen Weise selbst gerührt und noch mehr, als der Landvogt die gedehnten Töne in die Nacht hinausziehen liess.

«Frau Marianne!» sagte er, in die Stube zurücktretend, «wir müssen gelegentlich darauf denken, eine kleinere, aber ausgesuchte Gesellschaft wohl zu empfangen!»

«Welche Gesellschaft, Herr Landvogt? Wer wird kommen?»

«Es wird kommen», versetzte er hustend, «der Distelfink, der Hanswurstel, die Grasmücke, der Kapitän und die Amsel!»

Die Frau sperrte Mund und Augen auf und fragte: «Was sind denn das für Leute? Sollen sie auf Stühlen sitzen, oder auf einem Stängelein?»

Der Landvogt war aber schon in die Nebenstube gegangen, um eine Pfeife zu holen, die er nun in Brand steckte.

«Der Distelfink», sagte er, den ersten Rauch wegblasend, «der ist ein schönes Frauenzimmer!»

«Und der andere?»

«Der Hanswurstel? Der ist auch ein Frauenzimmer, und auch schön in seiner Art!»

So ging es fort bis zur Amsel. Da die Wirtschafterin aber auch von diesen lakonischen Erklärungen nicht befriedigt war, musste der Herr Landvogt sich entschliessen, endlich des mehreren von Dingen zu reden, über welche noch nie ein Wort über seine Lippen gekommen war.

«Mit einem Wort», sagte er, «es sind das alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beisammen sehen will!»

«Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!» schrie nun Frau Marianne, die mit noch viel grösseren Augen aufsprang und zuhinterst an die Wand rannte, «Herr Landvogt, gnädigster Herr Landvogt! Sie haben geliebt und so viele? O Himmelsackerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben immer getan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und Sie haben alle diese armen Würmer angeschmiert und sitzen lassen?»

«Nein», erwiderte er verlegen lächelnd, «sie haben mich nicht gewollt!»

«Nicht gewollt!» rief Marianne mit wachsender Aufregung: «keine einzige?»

«Nein, keine!»

«Du verfluchtes Pack! Aber die Idee ist gut, die der Herr Landvogt hat! Sie sollen kommen, wir wollen sie schon herbeilocken und betrachten; das muss ja eine wunderbare Gesellschaft sein! Wir werden sie hoffentlich in den Turm sperren, zuoberst wo die Dohlen sitzen, und hungern lassen? Für Händel will ich schon sorgen!»

«Nichts da!» lachte der Landvogt; «im Gegenteil sollt Ihr an Höflichkeit und guter Bewirtung alles aufwenden; denn es soll ein schöner Tag für mich sein, ein Tag, wie es sein müsste, wenn es wirklich einen Monat Mai gäbe, den es bekanntlich nicht gibt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre!»

Frau Marianne merkte an dem Glanze seiner Augen, dass er etwas Herzliches und Erbauliches meine, sprang zu ihm hin, ergriff seine Hand und küsste sie, indem sie leise und ihre Augen wischend sagte: «Ja, ich verstehe den Herrn Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte!»

Aus: «Der Landvogt von Greifensee», von Gottfried Keller, Atlantis-Verlag.

Das Fiasko

Ach, das Leben war herrlich, hatte es mir doch mit meinen knapp zwanzig Lenzen den herrlichsten aller Männer geschenkt. Er war gebildet, gut, aus angesehener Familie und in seiner gehobenen Stellung imstande, eine Frau standesgemäss zu erhalten. Die Eltern hatten mit Freuden ihren Segen zu dieser Heirat gegeben. Wohl hatte es bei Schwiegermama einige Tränen gekostet, war doch mein Mann ihr einziger Sohn und deshalb köstlicher als alles auf der Welt.

Frohgemut begannen wir unsere Lebensreise zu zweit. Wer hätte damals geahnt, wie sie enden würde. Zwei Jahre ging alles gut. Unser häusliches Glück schien vollkommen. Dann kam unser Sohn zur Welt und brachte die Wendung. Was uns eigentlich verbinden sollte, erwies sich bald als Hindernis. Abends konnte ich nicht mehr ausgehen, weil das winzige Bündel Mensch zu besorgen und zu stillen war. Mein Mann sah das vernünftigerweise ein, aber es ärgerte ihn trotzdem. Da die Geburt mich ziemlich hergenommen hatte, erholte ich mich nur sehr langsam. Schwiegermama begriff das nicht und zieh mich der Faulheit. Also raffte ich mich auf, schickte meine Hilfe heim und besorgte meinen Haushalt wieder allein. Leider nicht lange, denn ich wurde ernstlich krank und musste nach Davos. Während den Monaten der Trennung vertiefte ich mich in Bücher, von denen mich vorher eine unerklärliche Scheu zurückgehalten hatte. Mein Mann sah das nicht gern. Die Emanzipation der Frau war ihm ein rotes Tuch. In dieser Zeit begann ich mich auch für Schach zu interessieren, was er wiederum ganz unweiblich fand. Ich hörte viel Musik, am liebsten Bach, während er Operetten und Tanzmusik vorzog. Wir entfernten uns je länger je mehr voneinander. Seine Besuche wurden seltener und kürzer, zuletzt schrieben wir uns nur noch konventionelle Briefe ohne Inhalt. Als ich endlich heimkam, war es noch schlimmer. Jedes schuf sich seine eigene Welt, von der es das andere ausschloss. Aus dem Luxusweibchen von einst jedoch war eine denkende Frau geworden, die eine geistige Entwicklung erlebte, während sich für den Mann nichts gewandelt hatte.

Eines Tages erklärte er mir, er halte das nicht mehr aus. Er habe ein Mädchen kennengelernt, das viel besser zu ihm passe als ich, ob ich mit einer Scheidung einverstanden sei. Er nehme alle Schuld auf sich, und am Materiellen solle es mir nicht fehlen. Was sollte ich tun? Dieses Leben weiterzuführen schien mir unmöglich, und meinen Mann, den ich trotz allem noch liebte, einer andern Frau abzutreten, war ebenso schrecklich. Lange zögerte und überlegte ich. Ich malte mir aus, wie unsere Bekannten reagieren würden. Vielleicht war das Verhältnis meines Mannes schon überall bekannt, und nur ich hatte bisher nichts gewusst davon? Der Skandal war vielleicht weniger gross, wenn wir auseinandergingen. Und wie würde sich der kleine Manuel in einer so gespannten Atmosphäre entwickeln können? So willigte ich schliesslich schweren Herzens ein.

Nie werde ich die Zeit nach der Scheidung vergessen. Sie war angefüllt von tiefer Trauer. Den Tod meines Mannes hätte ich besser ertragen können. Ich zog in eine andere Stadt und verkroch mich in meine Wohnung. Materielle Not litt ich tatsächlich nicht, aber was hätte sie schon bedeutet im Vergleich zu dem was ich seelisch litt.

Heute habe ich mich soweit mit meiner gescheiterten Ehe abgefunden. Hin und wieder allerdings quält mich der Gedanke, was denn so grundverkehrt und falsch war. Dass ich nicht die einzige bin, die sich so irren konnte, ist kein Trost, zeigt aber mit aller Deutlichkeit, dass es keine «Versicherung für eine glückliche Ehe» gibt und dass das «Fortunaspielen», wie es manche Eltern so gerne täten, ein grosses Risiko ist.

C. E.

Glücklich trotz schlechter Prognose

«Du wirst es dein Leben lang bereuen, wenn du diesen Mann heiratest», wurde mir von allen Seiten gesagt. Die Eltern (welche Eltern sehen nicht schwarz, wenn es um die Heirat der Kinder geht?) führten viele Gründe ins Feld, um mich vor diesem «unüberlegten Schritt» abzuhalten. Eine Ehe mit «diesem Menschen» müsste zu einem Fiasko führen. Ich glaube, es war eine gute Portion Trotz dabei, dass ich nicht auf sie hörte. Unsere Voraussetzungen waren dabei tatsächlich nicht besonders rosig. Beide hatten wir eine angeschlagene Gesundheit, kein Geld, und zudem war mein Verlobter Graphiker. Ein Grund mehr für meine Eltern. (Der Vater: «Ein Graphiker kommt kaum auf einen grünen Zweig.» Die Mutter: «Er wird vielleicht Aufträge bekommen, die eure Ehe aufs schwerste gefährden können, denk nur an die vielen halb- und dreiviertelnackten Frauen in der Reklame.»)

Fünfzehn Jahre sind wir nun verheiratet, und all die düsteren Prophezeiungen haben sich als falsch erwiesen. Mein Mann fand einen Posten als Reklamechef, der uns erlaubt, bescheiden, aber nicht ärmlich zu leben. Dass wir uns keine Weltreise leisten können, ist klar, stört uns aber nicht im geringsten. Unsere Kinder waren dafür hell begeistert, als wir dieses Jahr zum erstenmal eine billige Ferienwohnung im Tessin mieteten und vierzehn Tage Sonne und dolce far niente geniessen konnten. Verwöhnen können und wollen wir unsere Sprösslinge nicht mit den Gütern dieser Erde, dafür aber dürfen sie in

einer harmonischen Gemeinschaft aufwachsen, in der es weder kalten noch heissen Krieg gibt. Nicht, dass bei uns nie Schwierigkeiten auftauchten, aber sie kamen von aussen und waren bis jetzt mit vereinten Kräften immer wieder zu meistern. Auch die «halbnackten Weibsen» blieben nicht aus, hatten bei meinem Mann jedoch keine Chance.

Unsere Charaktere sind grundverschieden: mein Mann ein grosser Optimist, voll liebenswürdiger Gelassenheit, grosszügig bis manchmal leichtsinnig und immer guter Laune, ich selber eher unausgeglichen, leicht ungeduldig, kurz, mit allen schlechten Eigenschaften ausgestattet ausser Eifersucht, Misstrauen, Verschwendungssucht und Freude am Klatsch. Die Ursache unseres Glücks liegt wohl in der Achtung, die eines dem andern entgegenbringt, im Willen zum echten Verstehen und natürlich in der Toleranz.

Viel wichtiger als gute Ratschläge in der Partnerwahl scheint mir die richtige Vorbereitung auf die Ehe, und zwar sollte sie sich nicht nur auf die hauswirtschaftliche Ausbildung der Töchter beschränken. Eine Ehe scheitert ja nicht nur aus finanziellen oder gastronomischen Gründen. Unsere Jungen werden im allgemeinen gut auf den Beruf vorbereitet — die Kunst des Lebens und Zusammenlebens bringt ihnen niemand bei. Wenn ich jetzt ganz ketzerisch sein darf: Richtig erzogene Kinder (nicht nur nach Knigge) haben gelernt, auf ihre innere Stimme zu hören. Eltern, lasst diese sprechen und haltet womöglich euern Mund. Die Kinder tun ohnehin oder erst recht, was sie für gut und richtig finden. Mit eurer Ablehnung treibt ihr sie in die Defensive und werdet, ohne es zu wollen, ihr «Feind». Es gibt andere Mittel, einen nicht genehmen Verehrer ausser Kurs zu setzen.

Hätte ich damals auf meine Umgebung gehört, wäre ich vielleicht nicht gerade unglücklich, sicher aber nie so glücklich geworden, wie ich es heute bin.

SS

Zeichnungen von Ruth Steinegger

Träume einer 18jährigen

Mit meiner hübschen, gelbäugigen Freundin sitze ich, die Füsse im Wasser badend, auf einer Steintreppe am Ufer eines herrlichen Sees. Unser Gespräch wird immer wieder abgelenkt durch das Schwatzen und Lachen der vielen Passanten.

Plötzlich stupft mich Gizella und, den Rücken mir zugewandt, meint sie mit begeisterter Stimme: «Schau dir einmal diesen jungen Menschen an, der da kommt.» Mit kritischen Blicken und lächelnden Gesichtern verfolgen wir den auf uns zuschreitenden «Mann». Gross, schlank und gut sieht er aus. Die Hände in den Hosentaschen vergraben, zieht er an uns vorbei. Mit einem nichtssagenden Achselzucken nehme ich wieder meine bequeme Haltung ein. «Und was meinst du zu diesem Typ?», frägt mich meine neugierige Freundin.

«Sind wir schon bei diesem Thema, will ich dir etwas sagen», sage ich mit fest entschlossener Stimme.

«Meinen zukünftigen Mann stelle ich mir keineswegs so vor. Vielleicht glaubst du oder machst mir den Vorwurf, dass ich viel zu sehr das Aeussere eines Menschen ins Gewicht lege. Bestimmt ist dieser kleine Vorwurf berechtigt. Wenn ich von einem Herrn eingeladen werde, bejahe ich diese Einladung erst dann, wenn ich Finger. Hemdkragen und wenn möglich das Taschentuch beaugapfelt habe und wenn diese nach meinem Empfinden in Ordnung sind, Glaube jedoch nicht, dass ich dann hilflos in ihn verliebt bin. Eine «Liebe auf den ersten Blick» gibt es bei mir überhaupt nicht. Also nehmen wir an, ich gehe mit diesem Kavalier aus. Bei unserem ersten Gespräch spüre ich bestimmt, auf welche Seite seine persönlichen Interessen ziehen, gehen sie nach Süden, wenn meine nach Norden streben, schlage ich mir jegliche Illusion aus dem Kopf. Eine gute Unterhaltung kommt ja in diesem Falle gar nicht zustande.

Ganz im Stillen möchte ich folgende Qualitäten und Charakterzüge in meinem Ehepartner entdekken. Ich möchte einen Ehepartner, der eine künstlerische Ader in sich hat, Ideen in sich trägt und sie zu verwirklichen versucht. Es soll ihm ein Genuss sein, gemeinsam die herrliche Musik Beethovens, Mozarts, Haydns, sei es am Radio, sei es in einem Konzert, zu lauschen. Das Malen, das Entwerfen, das Einrichten einer modernen guten Wohnung sollte er verstehen. Ich möchte mit ihm einen Freundeskreis aufbauen, in dem man Probleme der Kunst und des religiösen und kulturellen Lebens eingehend diskutieren kann. Er sollte eine romantische Ader besitzen, Spaziergänge über Felder und durch lichtes Gehölz sollen ihm Erholung und Genuss sein. Bei fröhlichen Gartenparties stelle ich mir meinen Adonis galant, dienstfertig und gastfreundlich vor.

Er müsste vielleicht den Mut aufbringen, mit mir einen Teil der Welt zu durchqueren, die alten Kunststädte zu bewundern, z. B. Paris, diese einzigartige Stadt an der Seine.

Auch müsste er Verständnis zeigen für meine persönlichen Fehler, wie z. B. Steigen und Sinken der Laune, dass ich zu schnell entmutigt bin, alles mit kritischen Augen beobachte und vor allem, viele selbstgenähte Kleider haben will usw.

Neben all diesen idealen Veranlagungen verlange ich von ihm, dass er Tüchtiges leistet und eine vollwertige Kraft ist; — dabei soll mein Ideal ein guter Pädagoge sein, der unsere Kinder streng, jedoch mit Liebe erziehen und ihnen in unserer Religion ein gutes Vorbild sein kann. Er soll mich lieben und in seinen Entscheidungen ein Mann sein.

B. G.

Eindrucksvolle Eröffnung der Internationalen Musikfestwochen Luzern 1961

Das Eröffnungskonzert der diesjährigen Internationalen Musikfestwochen Luzern bildete den glanzvollen Auftakt zu diesen musikalischen Veranstaltungen, zu denen sich jeweils im Sommer während drei Wochen Künstler und Musikliebhaber aus vielen Ländern der Welt in der Leuchtenstadt einfinden. Das besondere Ereignis des von Ferenc Fricsay dirigierten Konzertes des Schweizerischen Festspielorchesters war die Uraufführung der Symphonie, die der grosse ungarische Komponist Zoltan Kodaly im Auftrag des Schweizerischen Musikerverbandes und mit Unterstützung des Fonds des Festspielorchesters geschaffen hat. Es darf geradezu als «Idealfall» bezeichnet werden, dass diese Welturaufführung von Kodalys Schüler Fricsay dirigiert wurde und dass überdies der Komponist aus Ungarn nach Luzern kommen, an den Proben teilnehmen und sich persönlich vom durchschlagenden Erfolg seines Werkes überzeugen konnte. Kodalys erste und bisher einzige Symphonie, für die er die Anregung noch durch Arturo Toscanini empfangen hat, ist in der Tat die Schöpfung eines begnadeten Meisters, die zweifellos in unserer Zeit vielerorts dankbar aufgenommen werden wird. Sie beweist einmal mehr, dass ein wirklicher Könner eine «moderne», d. h. dem musikalischen Formgefühl heutiger Menschen entsprechende Musik, die dennoch nichts «Gekünsteltes», Konstruiertes an sich hat, zu schaffen vermag. Denn dieses Werk, zu dessen Vollendung sich der Komponist nur zögernd entschliessen konnte, weil er damit ein für ihn musikalisches Neuland betrat, vereinigt in sich alle Merkmale urwüchsiger Schöpferkraft. Hier singt und klingt die Verve, die Leidenschaft, die Naturverbundenheit und romantische Sehnsucht des ungarischen Volkes, hier lebt aber auch — in dem bewegenden Andante moderato des zweiten Satzes — die Zartheit und Innigkeit eines sensiblen Geistes. Formal hält das dreisätzige Werk sich an klassische Vorbilder; nichts in seiner Instrumentation mutet forciert an, alles atmet die harmonische Diszipliniertheit einer überlegenen Könnerschaft. So wurde die Begegnung mit diesem Werk zu einem ungewöhnlichen Erlebnis.

Auch die Mitwirkung des grossen Geigers Yehudi Menuhin verlieh diesem ersten Abend der Luzerner Musikfestwochen besonderes Gepräge. Der Künstler spielte Tschaikowskys Violinkonzert mit der ihm eigenen Makellosigkeit und riss mit seiner Leistung das Publikum einmal mehr zu stürmischen Beifallsbezeugungen hin. Den Abschluss des Konzertes bildete Beethovens «Siebente», von Fricsay unseres Erachtens teilweise merkwürdig «schwer», ja im «Allegretto» fast düster-lastend interpretiert. Wäre nicht das spielerisch gelöste «Presto» gewesen, hätte das Werk als Ganzes in dieser Ausdeutung eine geradezu «beklemmende» Wucht erhalten.

Wahrhaft bezaubernde Genüsse vermittelte am Abend darauf das erste Kammerkonzert der «Festival Strings Lucerne» unter ihrem Leiter Rudolf Baumgartner. Das junge, rasch zu internationalem Ruhm gelangte Ensemble hat heute eine klangliche und technische Perfektion erreicht, die ihresgleichen sucht. Es ist ein besonderes Verdienst der begeistert ihrer Aufgabe hingegebenen Künstler, dass sie sich auch für weniger bekannte Musik einsetzen. Diesmal war es das Concerto h-Moll, op. 7, Nr. 7, von Henricus Albicastro (eigentlich Heinrich Weissenburg von Binswang, ein Schweizer), kein besonders bedeutendes, wohl aber ein wohlklingendes frisches Werk, das sie boten. Danach hörte man das prachtvoll beschwingte Concerto in h-Moll von Vivaldi (bei dem Walter Prystawski, Christa Zecherle, Brigitte Seeger und Herbert Hoever sehr schön die Solovioline spielten) und Mozarts bezauberndes, ungemein subtil interpretiertes Divertimento in B-Dur. Dazwischen spielte Pierre Fournier, von den Festival Strings feinfühlend begleitet, das Konzert für Violoncello in A-Dur von Philipp Emanuel Bach, und am Schluss hörte man von ihm und dem vortrefflichen Ensemble das Cello-Konzert von Boccherini. Ein festlicher, ein besonders schöner Abend! —ls.

Freilichttheater in Zürich

Im Hof des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich führt diesen Sommer ein Ensemble junger Nachwuchsschauspieler an schönen Abenden Molières Lustspiel «Die Streiche des Scapin» auf. Man gibt sich gern dem Zauber dieser Vorstellung hin, die da zwischen den wirkungsvoll angeleuchteten Türmen auf den von zwei alten Kanonen flankierten Stufen vor dem Kapellenbau ein fröhliches Schelmenstück in einfacher, unprätenziöser Art lebendig werden lässt. Wenn auch «Les Fourberies de Scapin» keineswegs zu den besten Werken des grossen französischen Dichters zählt, so vermag diese burleske Intrigenkomödie des 17. Jahrhunderts dennoch ein Publikum zu erfreuen, das sich gern an einem warmen Sommerabend in die heiter-beschwingte Stimmung einer längst verklungenen Zeit versetzen lässt. Die jungen Schauspieler, die sich die Wiedergabe des Werkes zur sommerlichen Ferienaufgabe gemacht haben, sind freilich in ihrem künstlerischen Beruf noch nicht geübt genug, um die vielen komödiantischen Möglichkeiten, die das Stück bietet, zur Geltung zu bringen. Doch wenn manches in ihrem Spiel noch schülerhaft anmutet, so zeigen einige von ihnen sicher hübsche Ansätze zu einer Gestaltung, die im Laufe dieser Sommerspielzeit noch an Profilierung gewinnen dürfte. Es ist dem jungen Regisseur Romeo Saetteli hoch anzurechnen, dass er durch eine sorgfältige Sprachgestaltung den Anforderungen der Freilichtbühne Rechnung getragen und im übrigen nicht in den Fehler eines allzu starken Chargierens verfallen ist. So lässt man sich denn das fröhliche Spiel von dem sympathischen Spitzbuben Scapin, der es mit lustigem Lug und Trug fertigbringt, dass zwei durch das «Nein» unerbittlicher Väter in die Klemme geratene Liebespaare dennoch vereint werden, gern gefallen, zumal dieser Scapin von seinem Interpreten Urs W. Woodtly mit soviel sympathischer Natürlichkeit dargestellt wird, dass er begreiflicherweise rasch die Zuneigung des Publikums gewinnt. Aber auch die Darsteller der beiden zornigen Alten, Edi Koch und Karl Scherrer, haben die Lacher auf ihrer Seite. Das Spiel findet bei günstigem Wetter im August und September jeweils an den Mittwoch-, Freitag-, Samstag- und Sonntagabenden statt. -ls.

Nicht die erste

Frau Suzanne Gaillard-Remond war also doch nicht die erste Zivilstandsbeamtin der Schweiz, wie sich jetzt herausgestellt hat. Im Kanton Bern stehen bereits sieben Frauen in diesem Amt, die erste wurde am 28. Januar 1947 in Wahlern gewählt, diesem Beispiel folgten die Gemeinden Oberwil bei Büren, Gerzensee, Rohrbach, Erlenbach im Simmental, Lauterbrunnen und Rüti bei Büren.

Die Medizinische Fakultät der Universität Basel verlieh, aus Anlass des 75. Geburtstags, Georgine Gerhard die Würde eines Ehrendoktors, die, wie es in der Laudatio heisst, während der unseligen Jahre der Verfolgungen vielen in ihrer Heimat bedrängten Kindern durch kluge Umsicht die Aufnahme in der Schweiz ermöglicht hat und für die Erziehung dieser Unglücklichen mit nie erlahmender Hingabe besorgt gewesen ist, die Würde eines Ehrendoktors. Die Geehrte habe dadurch, dass sie in tapferem Kampfe gegen alle widerstrebenden Kräfte die Menschlichkeit verteidigte, nicht nur sich selber reiche Anerkennung für ihr vorbildliches Verhalten erworben, sondern auch die Ehre unseres Vaterlandes bedeutend gefördert. Sie habe bei der Fürsorge für diese Kinder in christlicher Liebe und tätigem Mitgefühl gleichermassen die Aufgaben einer Mutter und einer Aerztin hervorragend erfüllt. M. B.

Das Lebensbild von Dr. h. c. Gertrud Kurz, das wir in der letzten Nummer brachten, stammt aus der Feder von Fritz Wartenweiler und ist in seinem im Rotapfel-Verlag erschienenen Buch: «Habt Dank, ihr Frauen» im Jahre 1958 erschienen.

Veranstaltungen

Hauswirtschaftliches Bildungswesen im Berner Oberland

Die Oberländer Volkswirtschaftskammer führt auch im kommenden Winter im Berner Oberland hauswirtschaftliche Wanderkurse durch, in welchen Frauen und Töchtern die Möglichkeit geboten wird, sich auf allen Gebieten der Hauswirtschaft weiterzubilden. Es können Kochkurse sowie Veranstaltungen über neuzeitliche Ernährung, Krankenernährung-Diätkochen, Obstgerichte, Süss-Speisen, Hefegebäck, Milch- und Käsespeisen, häusliche Krankenpflege, Wäsche und Waschmethoden, Bodenpflege, Haushaltapparate und -maschinen, Bügeln, Kleider-, Leder- und Schuhpflege abgehalten werden. Ferner sind wiederum Näh- und Flickkurse, Bubenhosen-, Trikot-, Weissnäh- und Schnellflickkurse vorgesehen. Anmeldungen können durch Frauenvereine oder Ortsbehörden bis spätestens Samstag, den 9. September 1961 dem Sekretariat der Volkswirtschaftskammer in Interlaken eingereicht werden.

Die Europatagung des Reformierten Weltbundes am 24. August in Zürich eröffnet

Die Vertreter von 24 der insgesamt 28 europäischen Mitgliedkirchen des Reformierten Weltbundes wurden bei der Eröffnungssitzung der Europatagung vom Vorsitzenden Dr. A. King, Edinburgh, herzlich begrüsst.

SCHWEIZERISCHER VERBAND DER AKADEMIKERINNEN — SEKTION ZÜRICH

Einladung zur Monatsversammlung auf Mittwoch, den 6. September 1961, 20.00 Uhr, im Lokale des Lyceumclubs, Rämistr. 26, Zürich 1. Vortrag von Fräulein Pfr. Dorothee Hoch, Basel **«Lebensgestaltung und Beruf der Akademikerin».**

SCHWEIZ. LYCEUM-CLUB, GRUPPE BERN
Theaterplatz 7, 2. Stock

Veranstaltungen im Monat September 1961

Freitag, 29. September, 16.30 Uhr: Lichtbildervortrag von Frau H. Reinartz über «die indische Frau zwischen gestern und morgen». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Handschriftliche Manuskripte und solche ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Dank «Merkur»-Rabattmarken
33 1/3 % billiger reisen
denn für 4 gefüllte Sparkarten — Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—
„MERKUR"
KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

Alle Tage Dessert — und Dessert-Tag ist DAWA-Tag!
Dr. A. Wander AG Bern

BUCHHANDLUNGEN
Basler Missionsbuchhandlung
Missionsstraße 21 Basel 3
Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

DIE FRAU IN KUNST UND KUNSTGEWERBE

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN

ST. MORITZ
Hotel Bellaval
Alkoholfrei
Angenehmes Haus am See
Sehr gepflegte Küche
Jahresbetrieb Tel. (082) 3 32 45

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Regensberg
Modisch Charmant Vielseitig
Boutique Lydia
Tel. 94 13 92
Freie Besichtigung

DAS BESTE
zu wählen an Rohstoffen, herauszufinden in Verarbeitung und Mischung, zu bieten hinsichtlich Aroma und Zuträglichkeit — das war, ist und bleibt unser grösstes Bestreben.
PIONIER Frucht- und Getreidekaffee zeugt davon Prüfen Sie beide: «PIONIER-gemahlen» (für Filter, 400 g Fr. 1.80, für 150 Tassen) und «PIONIER-Extrakt» (vollöslich, 50 g Fr. 1.30, für 33 Tassen, 125 g Fr. 3.— für 83 Tassen, 250 g Fr. 5.50, für 166 Tassen)!
Auch Sie werden finden, dass es sich lohnt, in Reform- und Diätgeschäften ausdrücklich zu verlangen:
PIONIER Frucht- und Getreidekaffee

Wer auf Gesundheit und Wohlbefinden achtet, trinkt Agis die feinen, alkoholfreien Fruchtsaftgetränke mit Schenkenberger-Mineralwasser. Verlangen Sie Agis auch in den Gaststätten.

Jean Frust
Kreuzplatz 2, Zürich 7
Tel. 24 42 33
Spezial-Geschäft für Vorhänge
Eigene modernste Vorhangwäscherei

SCHWEIZER FRAUENBLATT
Bestellschein
Unterzeichnete bestellt:
..... Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80
..... Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—
..... Geschenkabonnement von Abonnentinnen an Drittpersonen Fr. 12.50
auf eigenen Namen
als Geschenk an
Genaue Adresse des Bestellers
Ausschneiden und an Administration «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.

Wenn Sie nach Schaffhausen oder an den Rheinfall kommen, besuchen Sie die alkoholfreien Gaststätten:
Schaffhausen:
Restaurant RANDENBURG Bahnhofplatz
Restaurant GLOCKE Herrenacker
Restaurant WEISSEN TRAUBEN Vorstadt 37
Neuhausen:
Hotel OBERBERG am Wege zum Rheinfall

ASCONA
Alkoholfreies Speise-Restaurant Vegetarisch
„TIMEO" Tea-room
Hier essen Sie gut, gesund und preiswert.
Aussichtsterrasse
H. u. K. Hessel-With
3 Min. von Post Tel. (093) 7 39 72
Winters geschlossen.

Speisefett KASPAR-GOLD Würzig
Speisefett KASPAR-GOLD Vegetabil
HANS KASPAR AG. ZÜRICH 3/45
MARGARINE- UND SPEISEFETT-FABRIK
Telephon (051) 33 11 22 Binzstrasse 12

Mühlegasse 21
Zürich 1 051/32 54 36
Pianohaus Ramspeck
Flügel u. Pianos in Miete zu bescheidenen Ansätzen mit Anrechnung bei Kauf.

Befreit von Schlaflosigkeit durch Femisan
das Stärkungsmittel für Herz und Nerven; es bessert nervöse Schlaflosigkeit, Monats- und Wechseljahrbeschwerden, Migränen und Müdigkeit. Verleiht neue Nervenkraft und frisches Aussehen.
Das Schweizer Frauenpräparat der Vertrauensmarke
Flasche Fr. 8.85, Kurflasche Fr. 18.75.
In Apotheken und Drogerien.

SYNTEC Laveur — neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft — leicht zu spülen, schnell trocken, auskochbar, unverwüstlich
SYNTEC Manchon — idealer Massage-Waschring — für Ihre Hautpflege regt die Blutzirkulation an, erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers
SYNTEC Laniere — solides Massageband mit zwei starken Griffen — erhält schlank und jugendlich
erhältlich in guten Detailgeschäften
ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, TELEPHON (071) 7 38 45

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

Wie sollen wir Gott lieben?
Indem wir die Menschen lieben.
Wie sollen wir die Menschen lieben?
Indem wir sie auf den rechten Weg führen.
Welches ist der rechte Weg?
Der Weg empor. N. K.

1

Der Aga in Likovrisi sass auf seinem Balkon, der auf den Markt des Dorfes hinausblickte; er rauchte seinen Tschibuk und trank seinen Raki. Es fiel ein feiner Regen; an seinem dicken schwer herabhängenden Schnurrbart, den er frisch geschwärzt hatte, hingen glänzende Tropfen. Vom Raki erhitzt, schleckte er sie in sich ein, um sich zu erfrischen. Rechts von ihm stand seine Leibwache, ein gewaltiger, barscher Anatolit, schieläugig und grässlich anzusehen, mit seiner Trompete, und zu seiner Linken sass mit gekreuzten Beinen auf einem Sammetkissen ein hübsches rundes türkisches Mädchen, das ihm seinen Tschibuk immer von neuem in Brand setzte und sein Glas ständig mit Raki füllte.

Der Aga schloss die schläfrigen Augen zur Hälfte und freute sich der Welt. Allah hatte alles wohl geordnet. Sie war eine herrliche Schöpfung, diese Welt, nichts fehlte in ihr; wenn man hungrig war, gab es Fleisch und Brot mit Tomatensauce und Pilaff mit Zimt. War man durstig, gab es dieses auserlesene Wasser, das sich Raki nannte; war man schläfrig, hatte Allah den Schlaf geschaffen, der herrlich und ohne Makel war; war man zornig, hatte er die Peitsche und den Rücken der Griechen geschaffen; war man melancholisch gestimmt, hatte er das Amán-Lied geschaffen; und wollte man Sorgen und Kummer der Welt vergessen, so hatte er Giousoufaki geschaffen.

«Allah ist gross», murmelte er gerührt, «ein grosser wunderbarer Meister; und so erfindungsreich ist er, der den Raki hat schaffen können und Giousoufaki!»

Die Augen des Aga verschleierten sich unter der religiösen Andacht und dem reichlichen Raki. Er lehnte sich über den Balkon und ergötzte sich daran, die Griechen frisch rasiert und festlich gekleidet, mit breiten roten Schärpen, frisch gewaschenen kurzen Hosen und blauen Westen dort unten auf dem Markt spazieren gehen zu sehen. Einige trugen einen Fez, einige einen Turban, andere wieder Lammfellmützen. Die Fröhlichsten und Vergnügtesten unter ihnen trugen einen Basilikumzweig oder eine Zigarette hinter dem Ohr.

Es war Karsamstagmorgen, die Messe war beendet. Ein milder lieblicher Tag. Die Sonne schien, einige Regentropfen fielen, die Zitronenblüten dufteten, die Bäume trugen schwellende Knospen, das Gras brach aus der Erde hervor, aus jeder Scholle war Christus auferstanden. Die Griechen gingen auf dem Markt spazieren, Freunde trafen sich, sie umarmten einander und grüssten sich mit dem Ruf «Christos anesti» (Christus ist auferstanden), und dann setzte man sich in des Kostantis Café oder unter die grosse Platane in der Mitte des Marktes, bestellte seine Nargileh und seinen Kaffee und begann das unterhaltsame Gespräch, das wie ein milder Frühlingsregen kam und ging.

«So muss es im Paradiese sein», sagte der Kirchenwächter und Lampenanzünder Charalampos, «ein milder Sonnenschein, ein stiller Frühlingsregen, blühende Zitronenbäume, Tabakspfeifen und ein süsses Plaudern ohne Ende.»

Am anderen Ende des Dorfes, dort hinter der Platane, erhob sich die Kirche des Dorfes, Christi Kreuzigungskirche, frischgeweisst mit ihrem hübschen Glockenturm. Ihr Tor war heute mit Oliven- und Lorbeerzweigen geschmückt. Weit in der Runde lagen die Läden und Werkstätten des Dorfes um sie verstreut. Dort lag die Sattlerwerkstatt des barschen Panagiotaros — man nannte ihn auch den Gipsesser, denn man hatte eine kleine Gipsstatue Napoleons ins Dorf bekommen, und er hatte sie aufgegessen, dann hatte man eine andere von Kemal Pascha bekommen, und auch sie hatte er aufgegessen, zu guter Letzt hatte man eine von Venizelos erhalten, und auch sie hatte er verzehrt. Neben ihr lag Antonis' Rasierstube «Erotokritos», mit einem Schild über der Tür, auf dem in grossen roten Buchstaben: «Auch Zähne werden gezogen!» stand.[1] Weiter fort lag der Schlächterladen des dicken Herrn Dimitros: «Frische kleine Köpfe oder Herodias.» Jeden Samstag schlachtete er ein Kalb; bevor er es schlachtete, vergoldete er ihm die Hörner, die Stirn des Tieres strich er bunt und hing ihm rote Bänder um den Hals, dann lief er hinkend mit ihm durch das Dorf und rief seine Vorzüge aus. Zuletzt schliesslich, langgestreckt und schattig, kam des Kostantis berühmtes Café, in dem es nach Kaffee und Tabak und im Winter nach Kamillen duftete. An der rechten Wand hingen drei grosse glänzende Lithographien — sie waren der Stolz des Dorfes —: auf der einen Seite, halbnackt in einem tropischen Urwald, die heilige Genoveva, auf der anderen Seite, dick, blauäugig und mit gewaltigen Brüsten wie eine Amme, die Königin Viktoria, und in der Mitte, barsch, mit grauen, zornigen Augen und einer hohen Astrachanmütze, Kemal Pascha.

Alle waren nette arbeitsame Menschen, ein wohlhabendes Dorf, und auch der Aga war ein netter Kerl, als er dort träumend sass und sich an dem Raki und den schweren Düften von Moschus und Patschuli und dem drallen kleinen Türkenmädchen erfreute, das auf seinem Sammetkissen zu seiner Linken sass. Er blickte auf die Griechen hinab, wie die Hirten auf ihre Schafe und Ziegen, und fühlte sich glücklich und zufrieden.

Nette Menschen, dachte er, sie haben auch dieses Jahr wieder meinen Keller mit Ostergeschenken gefüllt — Käse, Sesambrötchen, Apostelkuchen, roten Eiern ... Einer ist auch so nett gewesen und hat meiner Giousoufaki einen Krug Mastix aus Chios geschenkt, dass sie ihn kauen und gut aus dem Munde riechen kann ... und er warf einen liebevollen Blick auf das kleine, fette, schwellende Mädchen, das dort sass und seinen Mastix kaute.

Als er so sass und seines Kellers mit all den herrlichen Sachen gedachte, und draussen ein milder Regen niederging, die Steine glänzten, die Hähne zu krähen begannen, und Giousoufaki zusammengekauert zu seinen Füssen sass, Mastix kaute und mit der Zunge schnalzte, da fühlte Aga plötzlich, dass ihm sein Herz überging. Er reckte den Hals und wollte die Amané beginnen, aber er beherrschte sich. Er wandte sich zu seiner Leibwache und gab ihr ein Zeichen, die Trompete zu blasen, dass das Volk sich still verhielte, und dann wandte er sich zu seiner Linken:

«Sing für mich, Giousoufaki, und du sollst meinen Segen haben, sing für mich
Dünyá tabir, ruyá tabir, amán, amán!»[2]
sing es für mich, sonst vergehe ich!»

Ohne sich zu beeilen zog das kleine dicke Mädchen den Mastix aus dem Mund, klebte ihn auf ihr nacktes Knie, legte die rechte Hand an die Wange und begann das geliebte Lied ihres Aga: «Die Welt und der Traum sind eins, amán, amán!»

Einschmeichelnd und schmachtend stieg die Stimme auf und nieder, sie gurrte wie eine Taube. Der Aga schloss die Augen, und die ganze Zeit, die der Gesang währte, war er so ergriffen und stumm, dass er zu trinken vergass.

«Der Aga ist guter Laune», murmelte Kostantis, während er seine Gäste bediente, «das ist gewiss dem Raki zu danken.»

«Das ist gewiss Giousoufaki zu danken», sagte mit einem bitteren Lächeln Giannakos, der Händler und Briefträger des Dorfes, ein Mann mit einem kurzen, rundgeschnittenen weissen Bart und flinken Vogelaugen.

«Es ist ein glücklicher Zufall, der ihn gerade hier zum Aga ,machte», murmelte Chatzis Nikolis, der Bruder des Priesters, der der Schullehrer des Dorfes war, ein dürrer Kerl mit einer Brille und einem grossen, spitzen Adamsapfel, der auf und nieder hüpfte, wenn er sprach. Er geriet in Feuer, gedachte der Ahnen und seufzte:

«Einmal», fuhr er fort, «haben die Griechen, unsere Landsleute, hier im Lande regiert. Das Rad drehte sich, und die Byzantiner kamen, auch sie waren Griechen und Christen, das Rad drehte sich nochmals, und dann kamen die Mohammedaner ... Aber Christ ist erstanden, Kameraden, auch das Vaterland wird auferstehen! Kostantis, komm' und schenk' den Burschen ein!»

Unterdessen hatte der Gesang geendet. Das Türkenmädchen hatte den Mastix in den Mund gesteckt und wieder stumpfsinnig zu kauen begonnen. Dann ertönte die Trompete aufs neue, und die Griechen durften wieder frei lachen und reden.

Kapitän Fourtounas, einer der fünf Gemeindeältesten des Dorfes, erschien in der Tür des Cafés. Er war ein langer und kräftiger alter Seemann, der Jahre hindurch das Schwarze Meer befahren, russischen Roggen geladen und Schmuggel getrieben hatte. Er hatte nicht eine Strähne auf dem Kopf, kahlköpfig und gelblichbraun war er, nur Haut und Knochen, mit tiefen Furchen und kleinen, funkelnden schwarzen Augen. Er war alt geworden, auch sein Schiff war alt geworden und eines Nachts vor Trapezunt zerborsten; schiffbrüchig und voller Ueberdruss war Kapitän Fourtounas in sein Dorf zurückgekehrt, um sich noch so viel Raki, wie Gott ihm zugemessen hatte, einverleiben zu können, und dann, wenn die Zeit gekommen war, das Gesicht zur Wand zu kehren, sterben zu dürfen. Viel hatte er mit eigenen Augen gesehen und erlebt, er hatte genug bekommen, mehr als genug, und hatte alles satt, aber er schämte sich, es einzugestehen.

Heute hatte er die hohen Seestiefel und den alten Regenmantel angezogen und seine gute Mütze aus echtem Astrachan aufgesetzt. Er hatte auch seinen langen Stock bei sich, der ihn als Gemeindeältesten kenntlich machte. Einige Bauern erhoben sich, um ihn zu bitten, einzutreten, und ein Glas Raki zu trinken.

«Ich habe keine Zeit, Kameraden, nicht einmal für Raki», sagte er. «Christus ist auferstanden! Ich bin auf dem Wege zum Priester, wo wir Aeltesten eine Zusammenkunft haben. In einer Stunde seid ihr, die ihr bestellt seid, willkommen. Macht das Zeichen des Kreuzes und kommt! Ihr versteht, wir haben heute zu tun. Einer soll hingehen und Panagiotaros, den Sattler, mit seinem Satansbart, holen. Ihn gerade brauchen wir.»

Er schwieg einen Augenblick, und seine Augen spielten verschmitzt. «Wenn er nicht daheim ist, ist er gewiss bei der Witwe», sagte er, und alle brachen in Lachen aus.

Aber der alte Christofis, der alle Wege und Pfade der Gegend kannte, sprang auf. In seiner Jugend hatte er viel gelernt, mag sein, dass es ihn einiges kostete, doch was tat man nicht für den Wissensdurst, sagte er.

«Worüber lacht ihr, Idioten?» schrie er. «Er tut recht daran. Schiess deine Kanonen ab, Panagiotaros, und höre nicht auf sie!»

Der dicke Dimitros, der Schlächter, wiegte den frisch geschorenen Kopf. «Gott segne unsere Witwe Katarina», sagte er. «Der Teufel mag wissen, vor wieviel Hörnern sie uns bewahrt!»

Kapitän Fourtounas lachte.

«Streitet euch nicht, Jungens!» sagte er. «Ein solches Weib muss es in jedem Dorf geben, damit die anständigen Leute nicht in Ungelegenheiten kommen. Sie ist wie die Quelle am Wege, wisst ihr. Die Durstigen gehen hin und nehmen sich einen Schluck. Sonst schlagen sie uns allen der Reihe nach Türen und Fenster ein. Und die Frauen, wenn man um Wasser bittet ...»

Er wandte sich um und sah zum Lehrer hinüber.

«Bist du noch hier, Chatzis Nikolis?» sagte er. «Auch du bist Gemeindeältester, und du weisst, dass wir eine Zusammenkunft haben. Du hast immer nur deine Schule und deinen Krug im Kopf. Eile dich und komm' mit.»

(Fortsetzung folgt)

[1] Die grotesken Anspielungen lassen sich in der Uebersetzung nicht wiedergeben. «Erotokritos» ist der Titel des vornehmsten Werkes der neugriechischen Renaissance-Literatur. Die Wendung «Auch Zähne werden gezogen» hat im Original eine Fassung, die besagt, dass Zähne sich wie Haare abrasieren lassen.

[2] Die Welt und der Traum sind eins, amán, amán!

Dünyá tabir, ruyá tabir, amán, amán!

Zi bunt GROBGEWEBE für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw
In JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

Plastiken, Bildteppiche und Gouaches in Zürichs Städtischer Kunstkammer zum Strauhof

bwk. - An der Vernissage war Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner mit ihren ebenso herzlichen und beschwingten, wie klugen Worten der Einführung die gegebene Deuterin des Schaffens von Geneviève Seippel, Bildhauerin, und Elfriede Eckinger, Schöpferin farbenfreudiger und origineller Bildteppiche. Im oberen Stock des Strauhofs stellte sich die Zürcherin Beatrice Guyer, die über eine Palette starker Farben und einen vor allem in den Aquarellen toskanischer Motive leicht und sicher geführten Pinsel verfügt, den Besuchern selbst mit einer kurzen gesprochenen Autobiographie vor.

Der Grossen Gruppe der von der Musik her zur immer vollendeteren Plastik gekommenen Geneviève Seippel sind wir an der Saffa 1958 schon begegnet. Wie diese damals schon, so sprechen uns heute die beiden Gruppen «Mutter und Kind» und vor allem das verblüffend ausdrucksvolle «Zwiegespräch» aufs stärkste an. Auch «Französisches Mädchen», ein weiterer Mädchenkopf wie Büste MC und Büste FW sind von einer geradezu spannungsgeladenen Lebendigkeit, dies bei immer grösserer Einfachheit des Materials, der angewandten Technik. Die streng und glücklich getroffene Wahl der Plastiken wie der Zeichnungen in Schwarz-Weiss, die der Künstlerin als Studien dienen, stellt nur einen kleinen, aber überaus aufschlussreichen und verheissungsvollen Querschnitt des Schaffens von Geneviève Seippel dar. Man möchte sie in ihrem Atelier aufsuchen, nicht nur, um ihr beim konzentrierten Schaffen zuschauen zu dürfen, sondern auch deswegen, weil man mit ihren den Stempel einer starken Persönlichkeit tragenden Skulpturen noch näher bekannt werden möchte.

Die 1939 durch Heirat Schweizerin gewordene, aus Oesterreich stammende Elfriede Eckinger gibt ihren Bildteppichen sowohl mit dem gewählten Sujet, das sie gestaltet, wie mit der Wahl und Tönung der Farben, die durch die verwendete naturgefärbte Wolle ganz besonders zur Geltung kommen, das unverkennbare Cachet. Nennen wir z. B. «Sumpflandschaft», ein farbenfroh poesievolles Ganzes, das bei aller Belebtheit Harmonie ausstrahlt, oder dann «Rote Blüte», einen grossformatigen Wandteppich, in manchen Nuancen, lebensbejahenden Rots gehalten, den originellen «Luftgeist» und noch — dies das aparteste und künstlerisch wertvollste Stück der ebenfalls nach dem Masstab strenger Kritik getroffenen Schau — «Der Abend», ein Bildteppich in Grau, Weiss, hellen, ruhigen Tönungen, eine sich in sich selbst und in den Frieden des Abends zurückziehende Gestalt, ausgeführt in Schafwolle, sehr schön.

Beatrice Guyer, ursprünglich Lehrerin, in Florenz mitunter Schülerin der Akademien, meistens aber fleissig malend unterwegs, vornehmlich in der Toskana, auch im Bergell, im Engadin, wagt sich neben den schon bemerkenswerte Könnerschaft verratenden Aquarellen und Gouaches landschaftlicher Art in kühnere Bezirke der Motive vor und zeigt u. a. je einen Glasbildentwurf «Auferstehung» und «Apokalypse», und was ihr ganz besonders gut gelang: zwei Gemälde, grosszügig komponiert, stark und faszinierend in den Farben, «Signora Emilia» und «Signora Anna».

Hand- und Wandspiegel usw. KADY BOUTIQUE
KADY Gesellschaftsschule Ecole de Savoir-vivre
Kursbeginn: 15. Sept., 3. Okt. und 26. Jan. 1962 für Damen, Herren und Ehepaare
Modeberatung KADY SERVICES
Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Rennweg-Lindenhof Zürich 1

KÜHLSCHRANKFABRIK Imber AG
Haldenstrasse 27 - Tel. (051) 33 13 17 - Zürich 3
Komplette Buffet- und Officeanlagen, Kühlschränke, Kühlvitrinen, Glaceanlagen usw.

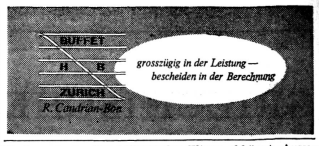
Erziehung

Maria Zillig: «Eine Schulanfängerin» Psychologische Monographie eines sechsjährigen Kindes.
Emanuel Bernat: «Schulreife und heilpädagogische Früherfassung.» Beides: Beihefte der Zeitschrift «Schule und Psychologie». München/Basel, Ernst-Reinhardt-Verlag.

Den Pädagogen seien diese beiden Hefte nachdrücklich empfohlen. Das erste hat zudem seinem Wesen nach einen ausgesprochenen Seltenheitswert. Es gibt nämlich sehr wenig chronologische Aufzeichnungen über die Entwicklung eines einzelnen normalen Kindes. Und doch sind sie für die Psychologen von grösster Wichtigkeit.

Nun, die vorliegende eingehende Beschreibung umfasst zwar nur etwa vier Wochen aus dem Leben eines nicht ganz sechsjährigen Mädchens, das kurz vor dem Schuleintritt stand. Die Verfasserin kannte es jedoch, seitdem es einem Monat alt war, stand in vertrautem Kontakt mit ihm und der Familie, kannte die Lebensbedingungen, in denen es aufwuchs. In diesen vier beschriebenen Sommerwochen lebte Maria Zillig mit dem Mädchen Eva zusammen in dessen Elternhaus und schrieb jede Beobachtung gewissenhaft auf. Sie notierte alle Aeusserungen, welche Eva auf Spaziergängen, beim täglichen Spiel, zu den erzählten Märchen tat. Des Kindes Beziehung zu Eltern, anderen grossen und kleinen Menschen, zu Tieren, Spielsachen, zur Natur, zu Farben — einfach zu allen Erlebnissen, die es hatte, sind getreu wiedergegeben.

Im zweiten Heft nehmen verschiedene Verfasser (Psychologen, Lehrer, Aerzte) Stellung zu den diagnostischen Mitteln, die ihnen heute zur Verfügung stehen, um zu erkennen, ob ein Kind in eine Normalklasse gehört oder einer Sonderschulung bedarf. Die verschiedenen körperlich, geistig und seelisch bedingten Lernschwierigkeiten werden behandelt, die Symptome, welche anzeigen, ob es sich um echten Schwachsinn oder um Pseudodebilität handelt, werden genannt, Testmethoden wiedergegeben. In den geschilderten Fällen aus der Praxis erkennen wir leicht, wieviel Positives, aber auch Negatives für die schulische Eingliederung des



Kindes von der Einstellung der Eltern abhängt. Ausser den sehr instruktiven Aufsätzen finden sich sehr reiche Literaturangaben in diesem Heft. Diese Lektüre wird besonders auch angehenden Sonderschullehrern von grossem Nutzen sein.

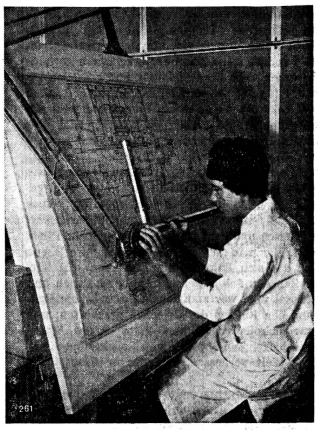
t. s.

UNTERRICHT UND ERZIEHUNG

Fachschule für technische Zeichnerinnen

SULZER

Im Frühjahr 1962 beginnt an unserer Fachschule ein Jahreskurs für technische Zeichnerinnen. Die Absolventinnen dieses Kurses sollen dazu ausgebildet werden, als Mitarbeiterinnen im Konstruktionsbüro technische Detailzeichnungen, Zusammenstellungen und weitere zeichnerische Arbeiten auszuführen.



Der Lehrplan umfasst: a) **Am Zeichentisch** — technische Blockschrift, Zeichnen mit Bleistift und Tusche nach einfachen Grundaufgaben, Darstellen von Körpern, Skizzieren, Maschinenzeichnen.
b) **Theorie** — Arbeitskunde, Materiallehre, Maschinenlehre, Normenkunde, Deutsch, Staatskunde, Fachrechnen, Geometrie, Rechenschieberrechnen, Gesundheitslehre, Fachvorträge über die Erzeugnisse unserer Firma, Fachexkursionen.
c) **Nebenfächer** (fakultativ) — Maschinenschreiben, Fremdsprachenunterricht, Stenographie.

Anforderungen: Freude am geometrischen Zeichnen, exaktes Arbeiten, Interesse an der Technik.

Kurskosten: Der Jahreskurs geht zu Lasten der Firma. Die Teilnehmerinnen erhalten einen Beitrag an die Unterhaltskosten.

Einführungskurs: Für Töchter, die das Arbeitsgebiet der technischen Zeichnerinnen näher kennenlernen möchten, wird in den kommenden Herbstferien vom 9.—13. und 16.—20. Oktober je ein einwöchiger Einführungskurs durchgeführt.

Ueber das Kursprogramm und die Berufsaussichten finden Sie einen Artikel in der Nummer vom 15. September.

Für Beratung, Eignungsabklärung und Anmeldung wenden Sie sich bitte an Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft, Lehrabteilung, Winterthur, Telephon 811 22, intern 3650

Die Schule für Soziale Arbeit Zürich

bereitet vor auf die berufliche Tätigkeit als

Sozialarbeiterin und Sozialarbeiter

— auf öffentlichen und privaten Fürsorgestellen und Sozialsekretariaten
— in Heimen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene

Nach Abschluss der zweijährigen Kurse wird ein von der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich mitunterzeichnetes Diplom ausgestellt. Günstige Berufsaussichten.

Auskunft und Prospekt durch die
Schule für Soziale Arbeit Zürich, Seestrasse 110 / im Rieterpark
Telephon (051) 23 84 31

Haushaltungsschule Zürich

des Gemeinnützigen Frauenvereins Zürich

Halbjahreskurse für interne und externe Schülerinnen befähigen zur Führung eines gepflegten Haushaltes. Eintrittsalter: 17 Jahre.
Beginn der nächsten Kurse: 25. Oktober 1961 und Ende April 1962

Jahreskurse für interne und externe Schülerinnen.. Gründliche und vielseitige hauswirtschaftliche Ausbildung. Eintrittsalter: 18 Jahre
Beginn der nächsten Kurse: 24. Oktober 1961 oder Oktober 1962

Hausbeamtinnenkurse
Eintrittsalter: 18 Jahre für 1. Kursjahr
Beginn der nächsten Kurse: Oktober 1961

Kochkurse der gepflegten Küche
Dauer 6 Wochen (vormittags)
Beginn der nächsten Kurse: 18. September, 6. November 1961, 8. Januar 1962

Prospekte und Auskunft durch die Schulleitung oder das Sekretariat, Zeltweg 21a, Zürich 7/32, Tel. (051) 24 67 76.

Textilfachschule Zürich

Wasserwerkstrasse 119 Telephon 26 18 02
(vormals Zürcherische Seidenwebschule)

Vollständige Ausbildung zum Textil-Entwerfer bzw. -Entwerferin, in 3½ Jahren Probezeit 8 Wochen. Nach bestandener Lehrabschlussprüfung erhalten die Studierenden den eidgenössischen Fähigkeitsausweis als Textilentwerfer. Eintritt im Frühjahr und Herbst möglich.

Auskunft und Prospekte durch das Sekretariat.

Jungkaufleute

Ein Auslandaufenthalt vertieft die beruflichen Kenntnisse, verbessert die Stellung und bereichert Eure Lebenserfahrung! Die Schule (vom Bunde subventioniert) des Cercle Commercial Suisse bietet Euch beste Gelegenheit dazu: Unterricht in französischer Sprache in kaufmännischen und kulturellen Fächern. Besichtigung von Industriezentren und historischen Bauten.

Verlangt Prospekte und Unterlagen durch den Cercle Commercial Suisse, 10, rue des Messageries, Paris 10b.

90 %

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzefekt seiner Reklame.

DOLMETSCHERSCHULE ZÜRICH

Sonneggstr. 82 Tel. (051) 28 81 58

Tagesschule **Abendschule**

Ausbildung mit Diplomabschluss für alle Dolmetscher- und Uebersetzerberufe.

Vorkurs auf die Dolmetscherschule bei fehlendem Mittelschulabschluss

Humanum: Vertiefende Repetition der sprachlich-humanistischen Fächer: Latein.

Diplomsprachkurse

Vorbereitung auf Cambridge Proficiency Lower Certificate

MANNEQUINSCHULE ZÜRICH

Sorgfältige Ausbildung
Beste Erfolge
Separatskurse für Umgangsformen
Gesellschaftsschule

Rennweg 12, Tel. (051) 27 54 80. Privat: Hadlaubstrasse 139, Tel. (051) 28 48 42

Zürich *Institut* **Minerva**

Handelsschule Vorbereitung:
Arztgehilfinnenschule **Maturität ETH**

Betty Knobel:
«Zwischen den Welten»

Ein schweizerischer Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt — also ein ausgesprochen schweizerisches Werk, in dessen Gestaltung dichterisch verarbeitet, manche Probleme der Schweizer Frauen verwoben sind.

229 S. in zweifarbigem, broschiertem Umschlag.

Preis Fr. 7.50

Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur. Tel. (052) 2 22 52.

Benützen Sie untenstehenden Bestellzettel.

Die Unterzeichnete bestellt _____ Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50, beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstr. 83, Winterthur

Name und Vorname der Bestellerin:

_____

_____

Genaue Adresse:

_____

_____

_____

Die **Schwesternschule der Psychiatrischen Klinik Hasenbühl in Liestal** nimmt noch

Lernschwestern

auf. Alter nicht unter 19 Jahren. Lehrzeit drei Jahre mit Diplom der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie, Schulfächer: Anatomie, Psychiatrie, Psychologie, Krankheitslehre und praktische Krankenpflege. — Anfangslohn Fr. 330.— bei freier Station. — Anmeldungen sind zu richten an Die Direktion

Englisch in England

lernen Sie mit Erfolg an der staatlich anerkannten
ANGLO-CONTINENTAL SCHOOL OF ENGLISH IN BOURNEMOUTH
Kurse von 3 bis 9 Monaten – Spezialkurse von 5 bis 8 Wochen – Ferienkurse im Juli, August und September – Handelskorrespondenz oder Literatur – Vorbereitung auf alle bekannten Englisch-Prüfungen — Lokales Prüfungszentrum der Londoner Handelskammer.
Prospekte und Auskunft kostenlos durch unser Sekretariat für West-Europa:
SEKRETARIAT ZÜRICH LTD. FÜR DIE ACSE
Seefeldstrasse 45, Zürich 8, Telefon (051) 34 49 33 und 32 73 40

Welschland-Aufenthalt

Wir vermitteln reformierte, **im Bezirk Zürich** wohnhafte Jugendliche in sorgfältig ausgesuchte Institute, Pensionate, Haushaltungsschulen und in geeignete Familien. Beratung und Vermittlung kostenlos.

Landeskirchliche Stellenvermittlung für Minderjährige im Bezirk Zürich. Alfred-Escher-Strasse 56, Zürich 2. Tel. (051) 27 24 21.

Schweiz Fachschule für das Gastgewerbe, Belvoirpark, Zürich
Tel. (051) 25 10 54

Ecole professionnelle suisse pour restaurateurs et hôteliers, Vieux-Bois, Genève
Tel. (022) 33 03 30

Staatlich anerkannte Fachschulen des Schweiz. Wirtevereins mit Internat

Halbjahreskurse mit theoretischer und praktischer Ausbildung. Beiden Schulen ist ein Restaurationsbetrieb angeschlossen. Beste Vorbereitung für Anwärterinnen auf leitende Stellungen in Verpflegungs und Beherbergungsbetrieben.

Lehrfächer: Allgemeine Betriebslehre Küche Küchenberechnung, Service, Getränkekunde, Buchhaltung, Korrespondenz, Lebensmittelgesetzgebung, Rechtskunde und Sprachen.

Die bestandene Abschlussprüfung wird in allen Kantonen als Fähigkeitsausweis zur Führung eines gastgewerblichen Betriebes anerkannt.

Beginn der Kurse jeweils anfangs Mai und November. — Auskunft und Anmeldung bei den Schuldirektionen.

KING'S SCHOOL OF ENGLISH

Bournemouth **England**

Die individuelle Sprachschule, welche den Bedürfnissen Deutschsprechender am besten entspricht. Prüfungszentrum für das Institute of Linguists.

In dieser Schule wird modernes Handelsenglisch als Hauptfach unterrichtet, und Kursteilnehmer erhalten auch Ausbildung im Uebersetzen und (für Fortgeschrittene) Dolmetschen.

Hauptkurse 3–9 Monate; Sonderkurse 4–5 Wochen. Vorbereitung auf die «Cambridge» und andere anerkannte Prüfungen. Unterkunft in guten Familien.

Verlangen Sie bitte Prospekt von unserem Schulsekretariat:
Herrn F. Schneidewind, Zürich 3, Gertrudstrasse 50. Tel. (abends) (051) 27 48 47.